

Seminar: Maria, Tempel der Weisheit und Heil der Kranken

Teil I: Maria, Tempel der Weisheit

1.Vortrag: Das Geheimnis der Weisheit

„Das hat uns die Gospa gleich gesagt, dass sie nichts Besonderes ist.“ Diese Worte der Seher-Kinder im ersten deutschen Fernsehfilm über die Marien-Erscheinungen in Medjugorje klingen wundervoll unbekümmert – und doch stellen sie uns gleich vor eine ganze Reihe von Fragen.

Maria ist nichts Besonderes, sie eine von uns, ein Mensch wie wir, eine Frau unter Frauen. Das hören wir gern. Aber dass sie nichts Besonderes ist, sagt *sie* von sich - und ist sie deswegen tatsächlich nichts Besonderes?

Jesus, Marias Sohn, ist der Sohn Gottes, er ist ganz Mensch und ganz Gott. Aber durch wen ist Gott Mensch geworden? Er ist Mensch geworden durch Maria. In der Botschaft des Engels heißt es: „Heiliger Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten dich überschatten“ (Lk 1,35). Maria ist ohne Erbsünde geboren, sie ist die Unbefleckte, die Immaculata - ohne diese Reinheit hätte sie Jesus nicht empfangen können vom Heiligen Geist. Jesus, Marias Sohn, ist „in allem uns gleich außer der Sünde“. Auch Maria ist in allem uns gleich – außer der Sünde. Um auf die vielen Fragen eine anfängliche Antwort zu finden: Maria ist nicht Gott, sie ist ein Mensch unter Menschen. Aber Maria sie ist die Immaculata und die Mittlerin ihres göttlichen Sohnes. Darin besteht ihre Einzigartigkeit.

Im 12. Kapitel der Offenbarung des Johannes ist es die Frau, die nicht durch ihre Kraft, sondern durch ihre Reinheit den mächtigen Drachen, das Symbol der Gewalt und des Bösen, überwindet: „Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt. Sie war schwanger“ (Offb 12,1). Die Kirchenväter sehen in diesem Zeichen Maria schwanger mit Jesus, dem Sohn Gottes, denn in der Offenbarung heißt es weiter: „Und sie gebar einen Sohn, der alle Völker mit eisernem Zepter weiden wird. Und ihr Kind wurde zu Gott und zu seinem Thron entrückt“ (Offb 12,5). Sonne und Mond bedeuten die Fülle der Gnaden Gottes, die zwölf Sterne

stehen für die zwölf Stämme Israels oder für das Gottesvolk insgesamt – also für uns alle.

In der christlichen Tradition gilt Maria als Urbild der Frau. Die Frau aber hat Gott erschaffen aus dem Mann oder wie die Bibel sagt: aus dem Menschen gebaut. Im Buch Genesis lesen wir: „Da sprach Gott, der Herr: es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm ebenbürtig ist. (...) Aber eine Hilfe, die dem Menschen ebenbürtig war, fand er nicht. Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, sodass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch! *Ischa* (Frau) soll sie genannt werden, denn vom *isch* (Mann) ist sie genommen“ (Gen 2,18-23).

Für uns gewöhnungsbedürftig ist nicht nur die Art, wie Gott die Frau aus dem Mann schuf, sondern auch das Verb, mit dem er die Frau geschaffen hat: er „baute“ sie. Im biblischen Hebräisch sind die Verben für „schöpfen“ und „bauen“ sehr ähnlich. Gott ist nicht nur der Schöpfer, sondern als solcher auch der Baumeister, der Architekt. Mit der Frau hat er ein neues, andersartiges „Gebäude“ geschaffen, ein Lebewesen, das dem Mann ebenbürtig ist. Von der Erschaffung des Menschen als Gebäude werden wir noch öfter hören, zum Beispiel von Maria als „Tempel der Weisheit“.

Als Tempel oder als Thron der Weisheit galt Maria schon sehr früh. Im *Katechismus der Katholischen Kirche* heißt es dazu: „Die Überlieferung der Kirche (hat) die schönsten Texte über die Weisheit oft auf Maria bezogen (vgl. Spr 8,1-9,6; Sir 24), Maria wird in der Liturgie oft als ‚Thron der Weisheit‘ besungen und dargestellt“ (KKK 721). Diese Ausdrucksweise hat die Urkirche aus der jüdischen Tradition übernommen. Der Apostel Paulus sagt: „Wisst ihr nicht, dass ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3,16). Weil von Gott geschaffen, ist jeder Mensch „Tempel Gottes“ und „vom Geist Gottes bewohnt“. Der heilige Papst Johannes Paul II. sagt, wenn Gott einem Klumpen Lehm seinen Atem einhaucht, um den lebendigen Menschen daraus zu schaffen, dann haucht er ihm sein Innerstes ein, seinen göttlichen Geist. Maria, die Immaculata, aber ist in besonderem Maße

vom Geist Gottes bewohnt, sie ist „voll der Gnade“, wie es in der Botschaft des Engels heißt, sie ist „der allerreinste Tempel des Erdkreises“, wie der syrische Kirchenvater Jakob von Batnä im 6. Jahrhundert sagt (*Gedicht über die allerreinste Jungfrau*). Zweifellos ist hier Maria als Tempel der Weisheit gemeint.

Zunächst aber ein kurzer Überblick über die drei Teile unserer Seminarreihe. Bei der kaum noch überschaubaren Vielzahl der Werke über Maria scheint es ein Abenteuer, noch etwas Neues über Maria sagen zu wollen. Wir wollen auch nichts Neues sagen, nur einige weniger bekannte oder in Vergessenheit geratene Aspekte ihres Daseins auffrischen. Für unsere Zeit der Verunsicherung und Verängstigung sowie der Verrohung und Verdrehung der Sprache haben diese weniger bekannten Seiten Marias ihre eigene Bedeutung, ein verlorenes Gleichgewicht wiederherzustellen. Im ersten Seminarteil, der heute beginnt, wollen wir versuchen, uns Maria als Tempel der Weisheit anzunähern – und dazu vor allem das Geheimnis der Weisheit und ihre Vielgestalt im Alten Testament ergründen.

Im zweiten Seminarteil wollen wir Maria als die eucharistische Frau kennen lernen. Dieser ungewohnte Ausdruck stammt aus der letzten Enzyklika des heiligen Papstes Johannes Paul II., sozusagen aus seinem geistlichen Testament. Es geht um die Ganzhingabe Marias: ohne ihr Ja zur Botschaft des Engels, ohne ihren Glauben an die Empfängnis durch den Heiligen Geist, ohne die Hingabe ihres Leibes zur Menschwerdung Gottes, hätte es weder Leben noch Tod des Gottessohnes gegeben: es hätte keine Einsetzung der Eucharistie geben können, keine heilige Kommunion an seinem Leib und Blut - und keine Erlösung von unseren Sünden. Unser neues Leben, das Leben in Fülle, verdanken wir nicht nur Gott und Gottes Sohn Jesus, sondern auch Maria, seiner Mutter.

Damit ist der Inhalt des dritten Seminarteils bereits angedeutet: durch die Ganzhingabe ihres Lebens wird Maria zum Heil der Kranken. Nicht nur unsere körperlichen und seelischen Schmerzen und Behinderungen werden durch Maria geheilt, sondern vor allem unser ständiges geistliches Versagen durch die Sünde.

Zum Verständnis der Einheit der drei Seminarteile sind einige Vorbemerkungen notwendig. Zunächst und zuerst: Wie ihr Sohn Jesus, der Sohn Gottes, ist und bleibt

Maria *zeitlos*. Von der christlichen Überlieferung wird sie häufig als in den Gestalten und Episoden des Alten Testaments voraus-gebildet oder präfiguriert (vorgeformt) betrachtet. Man nennt diese Art der Lektüre Typologie. Der *Katechismus der katholischen Kirche* sagt dazu: „Die Einheit des göttlichen Plans in den beiden Testamenten (wurde) von der Kirche durch die *Typologie* verdeutlicht. Diese findet in den Werken Gottes im Alten Bund Vorformen dessen, was Gott dann in der Fülle der Zeit in der Person seines menschengewordenen Wortes vollbracht hat (...) Diese typologische Lesung fördert den unerschöpflichen Sinngehalt des Alten Testaments zu Tage. (...) Im Übrigen will das Neue Testament auch im Licht des Alten Testaments gelesen sein“ (KKK128 f).

Um das Gesagte an einem Beispiel zu verdeutlichen: Die *biblia pauperum* (die Armen-Bibel) aus dem 13. Jahrhundert zeigt uns verschiedene *typoi* für Marias Leben spendende Öffnung, um Jesus, den Sohn Gottes vom Heiligen Geist zu empfangen: Einen ersten *typos* zeigt die Armen-Bibel in der Öffnung des „Menschen“, aus der heraus Gott die Frau „baute“. Als weiterer *typos* gilt Mose mit dem Stab, mit dem er einen Felsen öffnet: Durch die Öffnung entströmt dem Felsen inmitten der Wüste Leben spendendes Wasser, um das Volk vor dem Verdursten zu retten (vgl. Num 20,11). Der Apostel Paulus sagt dazu: „Der Felsen, der sie begleitete, aber war Christus“ (1 Kor 10,4). Und weiter: Am Kreuz Jesu wird mit einer Lanze seine Seite geöffnet, aus der Ströme von Blut und Wasser fließen, die Kirchenväter sehen darin die Leben spendenden Sakramente der Kirche.

Die zweite Vorbemerkung zu unserer Seminarreihe hängt eng mit der ersten über die Zeitlosigkeit Marias zusammen. Sie bezieht sich auf das *Zeitverständnis* der Heiligen Schrift. Für uns ist die chronologische oder konsekutive Wahrnehmung der Zeit selbstverständlich - die biblischen Bücher aber sind von einem simultanen Zeitbegriff geprägt wie etwa unsere Träume, in denen sich die Generationen munter vermischen. Das heißt praktisch, auch historisch weit voneinander entfernte Personen und Geschehnisse werden immer gleich aktuell wahrgenommen. Wie eine solche simultane Zeit-Wahrnehmung zum Verständnis der Bibel hilfreich sein kann, erklärt uns Joseph Ratzinger, der emeritierte Papst Benedikt XVI.: „Die Schrift als Einheit zu lesen (...) bedeutet, sie als Gegenwart zu lesen; in ihr nicht nur Kunde darüber zu suchen, was gewesen ist und was einmal gedacht wurde, sondern Kunde

darüber, was wahr *ist*. (...) So geht uns die Bibel wirklich an; so ist sie ohne künstliche Aktualisierungen aus sich selbst heraus im höchsten Maße ‚aktuell‘.“ (J.P.II., *Redemptoris Mater, Hinführung von Joseph Kardinal Ratzinger*, Herder 1987, S.109 f).

Und die dritte Vorbemerkung: Die Bibel ist ein Buch der Beziehungen und der von Liebe geprägten Freundschaften - und sie liebt es, ihre Bücher mit Hochzeiten und Verlobungen zu beginnen oder, wie man heute sagt, mit entstehenden Partnerschaften. Diese weisen meist über sich selbst hinaus, sie spenden neues Leben und werfen ein verheißungsvolles Licht auf den weiteren Verlauf der Geschichte - denn die ganze Bibel läuft auf die eine große Hoch-Zeit hinaus: „Der Geist und die Braut sagen: Komm!“ (Offb 22,17). Mit dem „Geist“ ist hier der Geist Gottes gemeint und mit der „Braut“ das Volk Gottes oder die Kirche, das heißt wir alle. Um ein Beispiel für den Leben spendenden Beginn vieler biblischer Bücher anzuführen: Das Lukas-Evangelium beginnt mit gleich zwei Partnerschaften: mit der Ehe von Zacharias und der als unfruchtbar geltenden Elisabeth, die trotz ihres „vorgerückten Alters“ Johannes den Täufer gebiert – und mit der Verlobung von Josef und Maria, die vom Heiligen Geist empfängt, wodurch Gott Mensch wird in der Gestalt Jesu.

Aber kommen wir damit zum Kern unseres ersten Vortrags: das Geheimnis der Weisheit. Der Begriff „Weisheit“ im Alten Testament erweist als geheimnisvoll und vielgestaltig: bald ist die Weisheit eine begehrte Tugend, bald eine geliebte Person, bald göttlich, bald menschlich, häufig weiblich, zuweilen auch männlich.

Das *Buch der Sprichwörter* überlässt es der Weisheit, sich selbst vorzustellen: „Der Herr hat mich geschaffen als Anfang seines Weges, vor seinen Werken in der Urzeit“ (Spr 8,22). Aber nicht nur vor der Schöpfung, auch während der Erschaffung der Welt ist die Weisheit an der Seite des Schöpfers gegenwärtig: „Als er den Himmel baute, war ich dabei, (...) als er die Fundamente der Erde ausmaß, da war ich als Geliebte bei ihm. Ich war seine Freude Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit“ (Spr 8,27 ff). Als Geliebte Gottes weiß die Weisheit, was sie will: „Ihr Kinder, hört auf mich! Selig, die auf meine Wege achten. Hört die Mahnung und werdet weise, lehnt sie nicht ab! (...) Wer auf mich hört, findet Leben und erlangt das Gefallen des Herrn“ (Spr 8,32 ff).

Aber nicht nur als Geliebte Gottes stellt sich die Weisheit dar, sondern auch als Hausfrau: „Die Weisheit hat (...) ihren Tisch gedeckt (...) Zu den Unwissenden sagt sie: Kommt, esst von meinem Brot und trinkt von dem Wein, den ich mischte! Lasst ab von der Torheit, dann bleibt ihr am Leben und geht auf dem Weg der Einsicht!“ (Spr 9,1 ff).

Weil die Weisheit auch als Hausfrau die Vertraute Gottes bleibt und zugleich göttliche und menschliche Züge trägt, haben auch die materiellen Gaben, zu denen sie einlädt, etwas von der geistlichen Qualität ihrer Worte: „Ich unterrichte den Weisen, dass er noch weiser wird; ich belehre den Gerechten, damit er dazulernt!“ (Spr 9,9 f).

Zur Verkündigung des Wortes Gottes gehört ihre Herzensweite und ihre weitgehende Unabhängigkeit von Zeit und Raum: Bald ist die Weisheit unterwegs in himmlischen Höhen, bald schlägt sie Wurzeln im Tempel zu Jerusalem: „Ich ging aus dem Mund des Höchsten hervor als Erstgeborene aller Schöpfung. Ich wirkte, dass den Himmeln ein unvergängliches Licht aufging und umhüllte wie ein Nebel die ganze Erde. Ich schlug in den Höhen mein Zelt auf, und mein Thron stand auf einer Wolkensäule. Den Kreis des Himmels umschritt ich, und in der Tiefe der Abgründe ging ich umher. Auf den Wogen des Meeres und auf der ganzen Erde (...) suchte ich Ruhe (...) Vor Ewigkeit und von Anfang an hat er mich erschaffen, und bis in Ewigkeit vergehe ich nicht. Im heiligen Zelt diente ich ihm (...) in der Stadt, die er ebenso liebt, ließ er mich Ruhe finden, in Jerusalem“ (Sir 24,3 ff).

Mit dem „heiligen Zelt“ ist der Tempel in Jerusalem gemeint: In der Stadt, die Gott ebenso liebt, findet die Weisheit ihre Ruhe. Wo aber begegnet sie uns zum ersten Mal in menschlicher Gestalt, freilich mit göttlichen Zügen? Wiederum in Jerusalem: Nachdem Abraham in ein Land gezogen war, „das ich dir zeigen werde“ (Gen 12,1) und dort Kämpfe gegen eine ganze Reihe von Königen zu bestehen hatte, erscheint ihm ein geheimnisvoller Priester- König namens Melchisedek: „Er brachte Brot und Wein heraus, er war nämlich ein Priester des höchsten Gottes. Er segnete ihn und sprach: ‚Gesegnet sei Abraham von dem höchsten Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat.‘“ (Gen 14,19). Wer ist dieser geheimnisvolle König Melchizedek, von dem man nicht weiß, ob er eine mystische oder eine mythische Figur ist, das heißt,

ob er tatsächlich gelebt hat, und ob er gleichzeitig göttliche und menschliche Züge gehabt hat? Auffallend ist, dass er im Unterschied zu allen anderen Priestern des Alten Bundes kein Fleisch-Opfer darbringt, sondern Abraham die Gaben von Brot und Wein anbietet. Nach Psalm 76,3 sehen die jüdische Tradition und der Hebräerbrief in dem Wort "Salem" eine Bezeichnung für die heilige Stadt Jerusalem. Damit aber wird Melchisedek, übersetzt "Mein König der Gerechtigkeit", zum Vorbild des Messias, also auch zum Vorläufer Jesu und seiner Mutter Maria. Im Hebräerbrief lesen wir: „Dieser Melchisedek, König von Salem und Priester des höchsten Gottes (...), dessen Name ‚König der Gerechtigkeit‘ bedeutet und der auch König von Salem ist, das heißt König des Friedens, der vaterlos, mutterlos und ohne Stammbaum ist, ohne Anfang seiner Tage und ohne Ende seines Lebens, gleicht dem Sohn Gottes: dieser Melchisedek bleibt Priester für immer“ (Hebr 7,1 ff). Weil der Hebräer-Brief erst nach dem irdischen Leben Jesu entstanden ist, hat man hier den *typos* nach dem *antitypos* gestaltet und nicht umgekehrt, das heißt, man hat den Melchisedek des Hebräerbriefes nach den Zügen Jesu in den Evangelien gestaltet: Melchisedek hat keinen Anfang seiner Tage und kein Ende seines Lebens, er bleibt Priester für immer – wie Jesus.

Die frühen Kirchenväter meinen tatsächlich, in Melchisedek ist der Sohn Gottes vorabgebildet, spätere Väter sehen in Melchisedeks auffälligen Gaben von Brot und Wein eine Vorausbedeutung des eucharistischen Opfers. Das aber heißt, in der geheimnisvollen Gestalt des Melchisedek und seinen Gaben *verkörpert* sich erstmalig die Weisheit. Wie wir noch sehen werden, wird sich zwischen den Messias-Königen und der Weisheit eine durchgehend enge Beziehung entwickeln.

Merkwürdig: Die Weisheit begegnet uns bald mythisch, bald mystisch, immer und überall ist sie unterwegs, aber irgendwie scheint sie doch auf Jerusalem und den Tempel konzentriert – auch wenn das *Wort* „Weisheit“ im Zusammenhang mit Jerusalem niemals auftaucht. Fragen wir, wo die Weisheit zum ersten Mal ausdrücklich erscheint, so stoßen wir zwar auch auf die Einwohnung Gottes, aber nicht im Tempel von Jerusalem, sondern im Offenbarungszelt in der Wüste, sozusagen der mobilen Vorstufe des Tempels. Im Buch Exodus lesen wir über den Erbauer: „Der Herr sprach zu Mose: ‚Ich habe Bezalel (...) beim Namen gerufen und ihn mit dem Geist Gottes erfüllt, mit *Weisheit* und Verstand und Kenntnis für jede Arbeit.‘“ (Ex 31,1f). Der Name Bezalel bedeutet „Überschattet vom

Herrn." Damit erweist er sich als deutliche Vor-Abbildung von Maria: Bezalel als Erbauer des Zeltes, das der Einwohnung Gottes dient, ist *der* vom Herrn Überschattete, Maria als Tempel der Weisheit, die dem Sohn Gottes als Wohnung dient, ist *die* von der Kraft des Höchsten Überschattete. Wie Gott im Offenbarungszelt Wohnung genommen hat, so wird Jesus, der Sohn Gottes, in Maria wohnen.

Versuchen wir zusammenzufassen: In dem Bemühen, uns dem Geheimnis der Weisheit anzunähern, haben gesehen, vollkommen werden wir dieses Geheimnis nie ergründen. In ihrer Selbstoffenbarung sagt die Weisheit, sie ginge aus dem Munde Gottes hervor – aber versteht sie sich damit als Wort Gottes? Während der Schöpfung ist sie gegenwärtig als die Geliebte Gottes - aber erweist sie sich damit als zugleich göttlich und menschlich? Als Hausfrau deckt sie den Tisch mit den Gaben von Brot und Wein - aber bietet sie damit gleichzeitig körperliche und geistliche Nahrung? Von der christlichen Überlieferung wird die Weisheit gern als *typós* für die Jungfrau Maria gesehen – aber erweist sie sich durch ihr Ja zur Botschaft des Engels als Tempel der Weisheit, in dem Gott Mensch wird? Der nächste Vortrag soll uns helfen, die Dame Weisheit näher kennen zu lernen - wir wollen sie vor allem in ihren weiblichen Zügen erleben. Durch ihre lebensspendende Offenheit soll sie uns deutlicher auf das Ja Marias zur Botschaft des Engels vorbereiten.

Seminar: Maria, Tempel der Weisheit und Heil der Kranken

Teil I: Maria, Tempel der Weisheit

2.Vortrag: Die Weisheit hat den Tisch gedeckt

Im ersten Vortrag hatten wir uns dem Geheimnis der Weisheit angenähert, wir hatten die Frage nach ihren gleichzeitig göttlichen und menschlichen Zügen gestellt, ohne eine befriedigende Antwort zu finden. In diesem zweiten Vortrag wollen wir sie in ihren weiblichen Zügen kennen lernen, mit denen sie auch den Männern zu Hilfe kommen kann, besonders den Messias-Königen. Damit wird die Weisheit in ihren verschiedenen Gestalten deutlicher zum *typós* von Maria – und von Jesus, den Maria als den Messias geboren hat. Der *Katechismus der Katholischen Kirche* sagt dazu: „Während des ganzen Alten Bundes wurde die Berufung Marias durch die Sendung heiliger Frauen *vorbereitet*. (...) Sara empfängt trotz ihres hohen Alters einen Sohn. Wider alle menschliche Erwartung erwählt Gott das, was als machtlos und schwach gilt, um zu zeigen, dass er seiner Verheißung treu bleibt: Hanna, der Mutter Samuels (...) sowie vielen anderen Frauen“ (KKK 489).

Um es noch einmal mit aller Deutlichkeit zu sagen: Maria ist und bleibt die einzige, die als Jungfrau vom Heiligen Geist empfangen hat – aber dennoch ist diese einzigartige Empfängnis nicht „vom Himmel gefallen“: es gibt nicht wenige Vorläufer-Geschichten, in denen die Empfängnis zwar auf natürliche Weise, aber nicht ohne die geheimnisvolle Hilfe eines Dritten, zustande kam. Wir können beginnen mit der Geburt von Kain und Abel durch die Beziehung von Adam und Eva. Schon hier macht Eva deutlich, dass es ohne die Hilfe eines Dritten keine Geburt gegeben hätte. Im Buch Genesis lesen wir: „Der Mensch erkannte Eva, seine Frau, sie wurde schwanger und gebar Kain. Da sagte sie: Ich habe einen Mann *vom Herrn* erworben“ (Gen 4,1 f). In dieser Aussage wird klar: auch wenn Adam der Kindsvater von Kain ist, dann weiß Eva als Mutter doch sehr genau, wer der Schöpfer dieses Kindes ist, von dem sie es - durch ihr Gebet - „erworben“ hat, nämlich *vom Herrn*.

Mit anderen Worten: es gibt keine Schwangerschaft und keine Geburt in der Heiligen Schrift, die nicht mit der Hilfe eines Dritten zustande gekommen wäre. Auffallend dabei ist die Zahl der als unfruchtbar geltenden Ehefrauen, die dann doch noch, nämlich durch die geheimnisvolle Hilfe eines Dritten, schwanger geworden sind.

Dieser Hilfen sind so viele, dass wir uns hier auf einige Beispiele beschränken müssen. Wenn auch auf geheimnisvolle und überraschende Art - immer wird es dabei um die Leben spendende Rolle der Weisheit gehen.

Beginnen wir mit der kinderlosen Ehe von Abraham und Sara. Abraham ist hundert Jahre alt und Sara neunzig. Sie erhalten den Besuch von drei Pilgern (vgl. Gen 18,1 ff). Ohne sie zu kennen, lädt Abraham sie zum Essen ein: Brot wird gebacken, ein Kalb wird geschlachtet und gebraten. Nach dem Essen wird Sara von den Pilgern gesagt, in einem Jahr wird sie einen Sohn gebären. Und Sara wird tatsächlich einen Sohn bekommen: „Ist denn beim Herrn etwas unmöglich?“ (Gen 18,14)

Im Buch Genesis heißt es über diese Begegnung: „Der Herr erschien Abraham“ (18,1); die Kirchenväter sehen in den drei Pilgern das Vor-Bild der heiligen Dreieinigkeit und in den Gaben von Brot und Fleisch das Vor-Bild der heiligen Eucharistie. In seiner ebenso hochherzigen wie großzügigen Gastfreundschaft hat Abraham nicht nur Gott aufgenommen, sondern ohne sein Wissen auch die Leben spendende Dame Weisheit.

Weniger bekannt als das Gastmahl bei Abraham ist die Geschichte der Mutter des Simson, des letzten Richters von Israel, von dem das *Buch der Richter* erzählt (vgl. Ri 13-16). Simsons Mutter, die nicht mit Namen genannt wird, ist mit einem Mann namens Manoach verheiratet. Sie gilt als unfruchtbar. Sie empfängt einen geheimnisvollen Herrenbesuch – und danach gebiert sie einen Sohn! Sie nennt ihn Simson und er soll *nazir* werden, ein dem Herrn Geweihter: er darf sich nicht die Haare schneiden und keine berauschenden Getränke zu sich nehmen, nicht einmal Trauben essen (vgl. Num 6).

Was aber hat es mit dem geheimnisvollen Herrenbesuch auf sich? Und wie kam Manoachs Frau daraufhin zu einem Sohn? Zunächst wird diese Frau auf die Besonderheit des Lebensstils ihres Sohnes vorbereitet: Sie soll sich schon vor der Geburt an das neue Leben anpassen. Der Text sagt: "Dieser Frau erschien der Engel des Herrn und sprach zu ihr: Du bist unfruchtbar und hast kein Kind bekommen. Nun aber sei auf der Hut: Trinke keinen Wein und nichts Berauschendes und iss nichts Unreines. Denn du sollst empfangen und einen Sohn gebären. Das Schermesser soll

nicht auf sein Haupt kommen, denn das Kind wird ein *nazir* Gottes sein vom Mutterleib an" (Ri 13,3).

Wie reagiert die Frau auf diese geheimnisvolle Botschaft? Als erstes verständigt sie ihren Ehemann! Sie sagt: "Ein Gottesmann ist zu mir gekommen. Er sah aus wie der Engel Gottes" (Ri 13,6). Und sie erzählt dem Ehemann von der Besonderheit des Kindes, das sie empfangen und gebären soll. Wie aber reagiert der überraschte Ehemann? Er betet zu Gott, sein Bote solle noch einmal kommen. Das tut der Gottesmann tatsächlich. Aber er kommt nicht wie gewünscht zum Ehemann! Sondern er kommt wieder zu dessen Frau, als sie allein ist auf dem Feld. Und wieder läuft die Frau zu ihrem Ehemann. Der will nun selbst mit dem geheimnisvollen Gast reden. Manoach, der Ehemann, ist überzeugt, dass es sich nicht um einen Nebenmann handelt, sondern um einen Gottesmann - wenn nicht gar um Gott selbst! In einer Art frommer Panik ruft er: "Wir sind des Todes, denn wir haben Gott geschaut!" (Ri 13,22)

Für Manoachs Frau geht es bei dieser Begegnung um eine Entscheidung – und zwar eine Entscheidung *für* das Leben. Sie antwortet ihrem Mann: "Wenn der Herr uns hätte töten wollen, dann hätte er uns jetzt nicht solche Dinge hören lassen". Der Text sagt weiter: "Und die Frau gebar einen Sohn, und sie nannte ihn Simson, der Herr segnete ihn und der Geist des Herrn begann ihn umzutreiben" (Ri 13,24).

Auch wenn der Text in dieser Beziehung diskret bleibt, so dürfen wir doch annehmen, dass - trotz aller Begegnungen von Manoachs Frau mit dem Gottesmann - ihr Ehemann der Vater ihres Kindes ist. Aber wir sollen offenbar aus der Begegnung lernen, welche Beziehung für Manoachs Frau die intensivere ist. Bei aller Ehrfurcht lässt sich Manoach keine Gottesbegegnung schenken. Er lässt sich nicht von Gott und seiner Liebe ergreifen und erfüllen wie seine Frau. Für ihn bleibt Gott derjenige, durch dessen Anblick der Mensch sterben muss. Auch wenn er der Vater Simsons geworden ist, kann man kaum von einer Beziehung zu seiner Frau sprechen, und deswegen auch nicht von einer wirklichen Partnerschaft – Manoach fehlt jene Gottesbeziehung, von der sich seine Ehe-Beziehung hätte prägen lassen können. Bei seiner Frau aber ist das anders: Mit allerlei geheimnisvollen Speisen hat die

Weisheit den Tisch gedeckt - und mit der Geburt Simsons hat sie neues Leben gespendet.

Bekannter als die Geschichte von der unerwarteten Geburt des Richters Simson ist die geheimnisvolle Empfängnis der Hanna und die Geburt des Gottesmannes Samuel. Hanna galt ebenfalls als unfruchtbar. Wie wurde das Unmögliche möglich in Hannas Leben? Ihr Mann Elkana hatte zwei Frauen. Die eine, Peninna, hatte mehrere Söhne, die andere, Hanna, hatte kein einziges Kind. Elkana aber liebte Hanna mehr als Peninna, darum versuchte er sie zu trösten: "Warum ist dein Herz betrübt? Bin ich dir nicht mehr wert als zehn Kinder?" (1 Sam 1,8). Hanna aber lässt sich nicht abspeisen durch den Trost ihres Mannes: „Nachdem man in der Halle (des Tempels von Schilo) Mahl gehalten hatte, stand Hanna auf und trat vor den Herrn" (1 Sam 1,9). Hanna betete zwar leise, aber doch so inständig, dass der Tempelpriester Eli sie für betrunken hält und zur Rede stellt ob ihres ungehörigen Benehmens. Auf ihre Rechtfertigung hin wird sie von Eli gesegnet – und empfängt einen Sohn, den sie dem Herrn weiht: „Alle Tage, die er lebt, soll er dem Herrn überlassen sein" (1 Sam 1,28). Sie nennt ihn Samuel ("der Name des Herrn ist über ihm").

Auf die menschlich kaum erklärbare Geburt Samuels folgt jener Lobgesang der Hanna auf Gottes unergründliche Weisheit, den wir als Grundlage des Magnifikat kennen: "Der Herr macht arm, und er macht auch reich, er erniedrigt und er erhöht. Aus dem Staube richtet er die Schwachen auf und zieht die Armen aus dem Schmutz, um ihnen unter Fürsten einen Platz zu geben" (1 Sam 2,7f).

Mit Hannas Sohn Samuel bricht eine neue Etappe in der Geschichte des Gottesvolkes an. Solche Anfänge neuer Etappen durch die Leben spendenden Gaben der Weisheit sind nicht ungewöhnlich und setzen sich in der Geschichte der Messias-Könige fort. Wenn auch nicht immer ausdrücklich, so spielen Frauen dabei oft eine heilbringende Rolle. Begnügen wir uns hier mit zwei Beispielen: mit der Rolle der Frauen und der Dame Weisheit im Leben der Messias-Könige Saul und David.

Auf eine Offenbarung Gottes hin salbt der Gottesmann Samuel den Saul zum ersten König von Israel: „Samuel nahm das Öl und goss es über Sauls Haupt aus, er küsste ihn und sprach: ‚Hiermit hat dich der Herr zum Fürsten über sein Erbteil gesalbt. Du sollst über das

Volk des Herrn herrschen'." (vgl. 1 Sam 9,27-10,1). Weil Saul auf das Wort Gottes von dem Gottesmann Samuel gesalbt wird, erhält diese Salbung einen sakralen Charakter. Saul wird damit zum ersten Messias-König Israels.

Was nun geschieht, ist nach den Worten Samuels ein "Zeichen von Gott" für den neuen König Saul: "Drei Männer werden dir begegnen, die zur Gottesstätte nach Bet-el hinaufziehen. Der eine trägt drei Bäckchen, der andere drei Laibe Brot und der dritte einen Schlauch Wein. Sie werden dich begrüßen und dir zwei Laibe Brot anbieten. Und du sollst sie von ihnen annehmen" (1 Sam 10,3f). Zum Beginn seiner Herrschaft empfängt der erste Messias-König Israels also von den drei Gottespilgern die für die Gottesstätte Bet-el bestimmten Gaben von Brot und Wein. Die Kirchenväter sehen in den drei Pilgern die heilige Dreieinigkeit und in den Gaben von Brot und Wein Vorzeichen der Eucharistie. Der Heilige Geist wurde in der Frühzeit der Kirche häufig als weiblicher Part der Dreieinigkeit gesehen (griechisch ist der Geist weiblich: *pneuma*); in den drei Pilgern erkennt man die Weisheit unterwegs mit Gott, um dem Messias-König Saul den Tisch mit den Gaben Brot und Wein zu decken.

Aber auch als Messias-König hat man es nicht immer leicht. Nach den vielen Schwierigkeiten, die sich für Saul durch die Nichtbeachtung von Gottes Geboten ergeben (vgl. 1 Sam 15,10 ff), wird David in mitten seiner sieben Brüder ebenfalls von Samuel gesalbt, wenn auch noch nicht gleich zum Messias-König: „Da sagte der Herr: Salbe ihn! Denn er ist es (...) Der Geist Gottes aber kam über David von jenem Tage an " (1 Sam 16,12 f). Bald darauf wird David zu Saul gesandt, von dem der Geist Gottes gewichen war - und was bringt David dem Saul als Trost und Stärkung zur Umkehr? "Fünf Brote, einen Schlauch Wein und ein Ziegenböcklein" (1 Sam 16,20). Also genau jene Lebenspendenden Gaben, die Saul schon am Anfang seiner Herrschaft von den drei Pilgern empfangen hatte! Und David spielt die Harfe, weil Saul von einem bösen Geist überfallen wird, „dann fühlte sich Saul erleichtert, es ging ihm wieder gut und der böse Geist wich von ihm“(1 Sam 16,22).

Brot und Wein als gegebene oder empfangene Zeichen der Weisheit erweisen sich während Davids ganzem Leben als Zeichen seiner göttlichen Berufung. Noch ist er kein König, eher eine Art Banden-Chef, der mit seinen Leuten von der Hand in den Mund lebt. Beschränken wir uns hier auf wenige Beispiele wie zunächst auf Davids Begegnung mit

Abigajil, die ihn durch ihre Weisheit vor Blutschuld bewahrt (vgl. 1 Sam 25,1-42). König David ist voller Zorn auf ihren reichen, aber ungerechten, „rohen und böartigen“ Mann Nabal („der Tor heißt er, und voller Torheit ist er“). David will Nabal töten samt seinem Gefolge. Aber Nabals Frau Abigajil empfängt David und seine Armee mit zweihundert Broten, zwei Schläuchen Wein, noch mehr Nahrungsmitteln und sehr freundlichen Worten über Davids Zukunft. Dadurch hält sie David davon ab, Nabal und seine Leute zu ermorden. Der Text sagt: „Da sprach David zu Abigajil: Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, der dich heute mir entgegengesandt hat. Gepriesen sei *deine Weisheit*, und gepriesen seist du selbst, die mich davon abgehalten hat, Blutschuld auf mich zu laden und mir mit eigener Hand Recht zu verschaffen“ (1 Sam 25,32 f). Als Nabal hört, was geschehen ist und geschehen sollte, „versteinert sich sein Herz“, und er stirbt eines natürlichen Todes - und David heiratet Abigajil und wird Messias-König von Israel (2 Sam 5,3).

Bemerkenswert an diesem Text ist nicht nur die Beziehung der Dame Weisheit zu den Gaben von Brot und Wein, sondern die daraus erfolgte Bewahrung Davids vor der Sünde. Durch Abigajils Demut und Klugheit hält sie David nicht nur von einem Blutbad ab, sondern bewirkt seine totale Umkehr: Der zornentbrannte David wird so sanftmütig, dass er die Witwe seines Feindes zur Frau nimmt.

Aber auch ein König David wird älter. „Er war dreißig Jahre alt, als er König wurde, und er regierte vierzig Jahre lang“ (2 Sam 5,4). Er gewann viele Kriege, doch jedes Schlagen von Schlachten und Erobern von Frauen hat einmal ein Ende.

Das 1. Buch der Könige beginnt mit den Worten: „König David war alt und hochbetagt, auch wenn man ihn in Decken hüllte, wurde ihm nicht mehr warm“ (1 Kön 1,1). Die engsten Vertrauten des Königs wissen schon, welche Art Wärme ihrem Herrn das Herz erwärmt und den Körper dazu. Entsprechend erteilen sie Weisung: „Man suche für unseren Herrn, den König, ein unberührtes Mädchen, das ihn bedient und pflegt. Wenn es an seiner Seite schläft, wird es unserem Herrn, dem König, warm werden“ (1 Kön 1,2). Und der Text sagt weiter: „Man suchte nun im ganzen Land Israel nach einem schönen Mädchen, fand Abischag in Schunem und brachte sie dem König. Das Mädchen war überaus schön. Sie pflegte den König und bediente ihn, doch der König erkannte sie nicht“ (1 Kön 1,3).

Wer ist dieses Mädchen aus Schunem? Und was hat es am Hofe des Königs von Jerusalem zu tun – außer an seiner Seite zu schlafen, um ihn zu wärmen?

Was will uns die Beziehung zwischen dem uralten König und dem blutjungen Mädchen sagen? Zunächst: Durch die Gegenwart dieser einfachen jungen Frau am Hofe des Königs wird alles Gewohnte zum Extrem. Das aber heißt in der Bibel häufig: Hinter der Schönheit, die ins Auge fällt, verbirgt sich ein Geheimnis, das noch „schöner“ ist.

Ein erstes Extrem ist der Beginn der Beziehung: Damit der König die nötige Wärme bekommt, lassen seine Vertrauten an der Seite des Hochbetagten ein überaus schönes unberührtes Mädchen schlafen – und sie bleibt unberührt, wie der Text uns nicht zweifeln lässt. Zweites Extrem: weil eine Schönheit aus der Nähe nicht genügt, sucht man im "ganzen Land Israel", bis man fündig wird in dem winzigen Ort Schunem - bei Nazaret! Aber damit nicht genug: Als „Mädchen für alles“ am Hofe des Königs verkörpert Abischag in ihrer Einfachheit eine Reihe extremer Paradoxe: als die Magd des Königs gerät sie ins innerste Zentrum der königlichen Macht, als Dienerin entscheidet sie mit über die Nachfolge des Messias-Königs, als Angestellte auf Zeit, nämlich auf die begrenzte Lebenszeit des Königs, hat sie einen entscheidenden Einfluss auf die Geschichte ihres Volkes.

Und nicht das geringste Paradox: Das Unmögliche wird möglich auf die einfachste Weise. Sobald nämlich Abischag in der Gegenwart des sterbenden Königs erscheint, erwacht dieser zu neuem Leben und zu neuer Fruchtbarkeit. Seine Nachfolge entscheidet sich wie von selbst: er weiß plötzlich, wer der neue Messias-König wird: sein Sohn Salomo! Der Hochbetagte hat ihn „gezeugt“, die Unberührte hat ihn „geboren“. In einer feierlichen Liturgie wird Salomo gesalbt – und David kann in Ruhe sterben. Durch den neuen Messias-König hat Abischag ihrem Volk neues Leben geschenkt.

Abischags Beziehung zu König David aber hat noch eine weitere Dimension. Sehr früh schon hat die jüdische Schriftauslegung Abischag, die Schunamit, in Verbindung gebracht mit der Geliebten des *Hohenlieds*, Schulamit. Um das *Hohelied* für den Kanon der biblischen Bücher zu bewahren, haben die jüdischen Schriftgelehrten erklärt, es handle sich bei dieser Dichtung mit ihren handfest erotischen Bildern nicht

nur um menschliche Liebe, sondern vor allem um die Liebe Israels zu seinem Gott: Schulamit, die Geliebte, stehe für die Liebe des Volkes Israel zu seinem Gott. Ähnlich sagten die Kirchenväter – zur „Rettung“ des *Hohenlieds* für den christlichen Kanon der Heiligen Schriften – es gehe in diesem Buch nicht nur um menschliche Beziehungen, sondern vor allem um die Liebe der Kirche zu Christus oder anders gesagt, um die Liebe der Jungfrau Maria zu Jesus, ihrem Sohn und Herrn.

Aus all diesen gottmenschlichen Verbindungen ergibt sich die Erkenntnis: in ihrer jungfräulichen Fruchtbarkeit ist Abischag ein Vor-Bild Marias. Abischag hat den sterbenden David zu neuem Leben erweckt und seinen Nachfolger als Messias-König „geboren“, Maria hat Jesus, dem endgültigen Messias-König, das Leben geschenkt; die beiden sind Schwestern als Tempel der Weisheit, vor allem aber durch ihre Leben spendende Jungfräulichkeit.

Fassen wir zusammen: Die Weisheit offenbart sich nicht nur durch Zeichen wie den Gaben von Brot und Wein, sondern auch in menschlichen Personen - und besonders in Frauen durch ihre Leben spendende Offenheit. Ob in Zeichen oder Personen - immer bildet die Weisheit das Geheimnis der jungfräulichen Fruchtbarkeit Marias voraus.

Seminar: Maria, Tempel der Weisheit und Heil der Kranken**Teil I: Maria, Tempel der Weisheit****3.Vortrag: Die Weisheit, das Brot und der Wein**

Im ersten Vortrag hatten wir uns dem Geheimnis der Weisheit angenähert. Wir hatten gesehen, wie sich dieses Geheimnis in vielgestaltigen Zeichen offenbart, aber auch in menschlichen oder gottmenschlichen Personen. Im zweiten Vortrag hatten wir erkannt, wie Maria als Tempel der Weisheit nicht nur in vielen Frauen des Alten Testaments voraus-gebildet ist, sondern auch ihr Sohn und Herr Jesus in den Messias-Königen; zu den Zeichen der Weisheit im Leben dieser Frauen und Männer gehörten häufig die Gaben von Brot und Wein. In diesem dritten Vortrag wird uns deswegen vor allem die Bedeutung dieser Gaben im Leben von Jesus und Maria beschäftigen. Dieser Ausklang des ersten Seminarteils stellt gleichzeitig einen Ausblick auf den zweiten Teil dar: Maria als eucharistische Frau.

Warum begegnen uns immer wieder die Gaben von Brot und Wein, häufig in der Verbindung mit dem Wort Gottes? Brot und Wein gelten in der Bibel als Grundnahrungsmittel. Sie sind ein Symbol für alles, was der Mensch zum Leben braucht, zumindest zu seinem körperlichen Leben. In Verbindung mit dem Wort Gottes können die Gaben von Brot und Wein dem Menschen auch gleichzeitig als körperliche und geistliche Nahrung dienen. Wo aber haben die Gaben von Brot und Wein in Verbindung mit dem Wort Gottes ihren Ursprung?

Durch die Globalisierung ist es möglich geworden, frische Nahrungsmittel an jedem Ort zu jeder Zeit zu beziehen. Das kann einer gesunden Ernährung dienen - aber es kann auch, besonders in den städtischen Ballungsgebieten, zu einer Orientierungslosigkeit führen: zu einem Leben weitgehend unabhängig vom Lauf der Jahreszeiten. Dabei verloren gehen Freude und Dankbarkeit für den Rhythmus der Schöpfung - und damit auch für die Gaben der Schöpfung als Zeichen von Gottes Güte und Weisheit.

Die Konsequenz dieser Entfremdung ist offensichtlich: Den Liturgien der christlichen Hochfeste wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten fehlen Freude und Dankbarkeit für die Schöpfung. Der Rhythmus der Schöpfung, die Witterungsverhältnisse und die

Zeiten der Ernte spielen kaum noch eine Rolle. Die Klimakatastrophe trägt ein Übriges zu der allgemeinen Orientierungslosigkeit bei: wenn man in unseren Regionen zu Weihnachten Temperaturen von plus zwanzig Grad misst und Ostern Schnee fällt, dann ist die Verwirrung perfekt – und nicht nur die Verwirrung der Gefühle. Auch der Sinn für den Zusammenhang der Marienfeste mit den Jahreszeiten ist weitgehend verloren.

Wie kam es zu diesem Verlust – und damit zu der weitgehenden Unwissenheit über Ursprung und Zielsetzung unserer Feste? Ein kurzer Blick in die Geschichte ihrer Entstehung mag helfen: Die christlichen Hochfeste haben ihre Wurzeln in den jüdischen Wallfahrtsfesten. Diese aber gehen auf landwirtschaftliche Feste zurück, in denen das Volk seinem Gott im Rhythmus des Jahres für die Ernte und Gaben der Schöpfung dankt. Darum waren und sind die jüdischen Feste an bestimmte Jahreszeiten, nämlich von ihrem Ursprung her an die Erntezeiten, gebunden. Die Christen haben zwar die Bindung der Hochfeste an die Jahreszeiten übernommen, aber den Sinn für diesen Rhythmus haben sie weitgehend verloren.

So paradox es klingen mag: Am deutlichsten wird die Verwurzelung der christlichen Feste in der jüdischen Liturgie gerade an jener Feier, die nicht an die Jahreszeiten gebunden ist, weil sie täglich begangen wird, nämlich an der Feier der Eucharistie. Die Eucharistie aber bezeichnet man gern als „das kleine Osterfest“ – und dadurch ist die Verbindung zur Jahreszeit des Frühlings zumindest sinngemäß wiederhergestellt. Tatsächlich ist jede Feier der Eucharistie ein Fest der Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde und damit der Anfang eines neuen Lebens. Denn die Eucharistie ist aus dem jüdischen Pessachfest entstanden, dem Fest der Befreiung des Volkes Israel aus der Knechtschaft Ägyptens. Die Gaben von Brot und Wein spielen auch in der Pessach-Liturgie eine zeichenhafte Rolle, denn auch diese Feier geht auf ein landwirtschaftliches Fest zurück, genauer gesagt auf zwei Frühlings-Feste: auf die Darbringung der Erstlingsgaben durch Hirten und Bauern.

Vieles aus der jüdischen Tradition hat sich in der christlichen Liturgie erhalten, auch wenn wir es nicht wahrnehmen, weil wir es nicht wissen. In der aktuellen Fassung der Eucharistie spielt die Zeichenhaftigkeit der Gaben von Brot und Wein in Verbindung mit dem Wort Gottes eine zentrale Rolle. Die Gabenbereitung der

Eucharistie ist zum Teil wörtlich aus der jüdischen Liturgie übernommen. In der deutschen Übersetzung des Römischen Messbuchs heißt es: „Gepriesen bist du, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde (bzw. den Wein, die Frucht des Weinstocks) und der menschlichen Arbeit. Wir bringen dieses Brot (diesen Kelch) vor dein Angesicht, damit es uns das Brot des Lebens (der Kelch des Heils) werde. Gepriesen bist du in Ewigkeit, Herr, unser Gott.“ In den Worten „Brot des Lebens“ und „Kelch des Heils“ deutet sich die Gegenwart der Weisheit bereits an. Im Zweiten Hochgebet heißt es dann weiter: „Sende deinen Geist auf diese Gaben herab und heilige sie, damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus“.

Hier wird die enge Verwandtschaft der Weisheit mit dem Geist Gottes offenbar. Durch den Geist Gottes sollen die Gaben von Brot und Wein geheiligt werden und in Leib und Blut Christi gewandelt. Und hier kommen wir erneut auf die Beziehung der Weisheit zu Maria. Denn die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu wäre gar nicht möglich ohne Marias Ja zur Botschaft des Engels. Als Tempel der Weisheit hat Maria ihren Leib und ihr Leben hingegeben, damit das Wort Fleisch werden kann oder damit Gott Mensch werden kann in Jesus. Das heißt praktisch, ohne Marias Ja hätte es keinen Gottmenschen Jesus und darum auch keine Einsetzung der Eucharistie geben können. Im *Katechismus der Katholischen Kirche* heißt es dazu: „Mit und durch den Heiligen Geist empfängt und gebiert die Jungfrau Maria den Sohn Gottes. Durch die Kraft des Geistes und des Glaubens wird ihre Jungfräulichkeit einzigartig fruchtbar“ (KKK 723). Das Geheimnis der Weisheit wird hier also nicht nur durch die Kraft des Geistes offenbar, sondern auch durch Marias Glauben und Vertrauen.

Aber nicht nur die jungfräuliche Geburt ihres Sohnes verbindet Maria als Tempel der Weisheit mit der Einsetzung der Eucharistie. Der heilige Papst Johannes Paul II. schreibt in seiner letzten Enzyklika von 2003 „*Ecclesia de Eucharistia*“ (Die Kirche lebt von der Eucharistie): „Wenn Kirche und Eucharistie ein untrennbares Wortpaar sind, so muss man dies gleichfalls von Maria und der Eucharistie sagen. (...) In ihrem ganzen Leben ist Maria eine von der Eucharistie geprägte Frau.“ Der heilige Papst betont Marias Kraft des Glaubens: „In gewissem Sinn hat Maria ihren eucharistischen Glauben bereits vor der Einsetzung der Eucharistie ausgeübt, indem

sie ihren jungfräulichen Schoß für die Inkarnation des Wortes Gottes dargeboten hat. Indem sie auf die Passion und die Auferstehung verweist, steht die Eucharistie in Kontinuität zur Inkarnation.“ Der Papst macht darauf aufmerksam, dass sich Marias Ja zur Botschaft des Engels nicht nur auf die Menschwerdung Gottes in Jesus bezieht, sondern auf seine Menschwerdung in jedem von uns.

Er beruft sich dabei auf den heiligen Thomas von Aquin, der sagt, Marias Ja zur Botschaft des Engels ist unser aller Ja zur Menschwerdung Gottes. Durch ihren Glauben vermittelt und fördert Maria unsere Beteiligung an der Eucharistie: „Maria empfängt durch die Verkündigung (des Engels) den göttlichen Sohn in der physischen Wahrheit des Leibes und Blutes, dadurch nimmt Maria vorweg, was sich im Sakrament für jeden Gläubigen ereignet, der unter den Zeichen von Brot und Wein den Leib und das Blut des Herrn empfängt. Es besteht daher eine tiefe Analogie (Entsprechung) zwischen dem ‚*fiat*‘, mit dem Maria auf das Wort des Engels antwortete, und dem ‚Amen‘, das der Gläubige ausspricht, wenn er den Leib des Herrn empfängt. Maria war gerufen zu glauben, dass der, den sie empfing, durch das Wirken des Heiligen Geistes der Sohn Gottes sei (vgl. Lk 1,30 – 35).“

Der Papst betont, Marias Ja zur Botschaft des Engels bezieht sich nicht nur auf das Opfer der Eucharistie, sondern auf das Opfer ihres ganzen Lebens: „Maria machte sich durch ihr ganzes Leben an der Seite Christi (...) den Opfercharakter der Eucharistie zu eigen. Als sie das Jesuskind zum Jerusalemer Tempel brachte, ‚um es dem Herrn darzustellen‘ (Lk 2, 22), war vom greisen Simeon die Ankündigung zu hören, dass dieses Kind ein Zeichen des Widerspruchs sein werde, und dass ein Schwert Marias Seele durchdringen sollte (vgl. Lk 2,34 f). So war das Drama des gekreuzigten Sohnes vorherverkündet, und in gewisser Weise wurde das *Stabat Mater* der Jungfrau zu Füßen des Kreuzes vorausgebildet“ (Nr.53 ff).

Die Konsequenz des Papstes für uns findet sich in seinem Satz: „In Kontinuität zum Glauben der Jungfrau wird im eucharistischen Geheimnis von uns der Glaube daran gefordert, dass Jesus, der Sohn Gottes und der Sohn Marias, sich gegenwärtig macht mit seinem ganzen gottmenschlichen Sein unter den Zeichen des Brotes und des Weines“ (Nr.55). Soweit die Enzyklika des heiligen Papstes Johannes Paul II.

Nicht ausdrücklich erwähnt, wohl aber angedeutet findet sich in dem Teil der Enzyklika über Maria und die Eucharistie eine Tatsache, die zu Marias Ja zur Botschaft des Engels dazugehört: Marias *fiat* ist nicht das erste *fiat* in der Heiligen Schrift. Das erste gesprochene Wort ist das Wort Gottes: „*Fiat lux!*“ (Es werde Licht!). Durch Gottes *fiat* wird die Schöpfung ins Leben gerufen. Durch Marias *fiat* wird eine neue Schöpfung geboren, nämlich Gott wird Mensch. Das aber verdanken wir Maria.

Betrachtet man den Weg Marias aus der Sicht dieser Enzyklika, so erkennt man, dass sie von allem Anfang an von Gott auf den Weg des Mitleidens mit ihrem Sohn geführt wurde. Hören wir aus dieser Sicht noch einmal die Botschaft des Engels, mit der wir unsere Vorträge begonnen haben, so werden das ganze Gewicht und die Verantwortung deutlich, die für Maria mit der Annahme dieser Botschaft verbunden waren. Der Beginn der Botschaft des Engels klingt noch ganz neutral und informativ, er richtet sich offenbar auch noch nicht an Maria, sondern an den Leser oder Hörer: "Im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt in Galiläa namens Nazaret gesandt zu einer Jungfrau, die verlobt war mit einem Mann namens Josef aus dem Hause Davids, und der Name der Jungfrau war Maria" (Lk 1,26 f).

Schon weniger harmlos als sie klingen sind die Begrüßungs-Worte des Engels nach seinem Eintritt bei Maria: „Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir!“ Verständlicherweise erschrak Maria über diese Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe. Lebensgefährlich werden dann die Worte des Engels: „Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast bei Gott Gnade gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn wirst du gebären; dem sollst du den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen und seine Herrschaft wird kein Ende haben“.

Warum sind diese so verheißungsvoll klingenden Worte des Engels lebensgefährlich für Maria? Ein Mädchen ihrer Zeit kannte das Gesetz des Mose zu gut, um nicht zu wissen, was diese Worte im Klartext bedeuten. Im Buch Deuteronomium heißt es dazu: „Wenn ein unberührtes Mädchen mit einem Mann verlobt ist und ein anderer Mann ihr in der Stadt begegnet und sich mit ihr hinlegt, dann sollt ihr beide zum Tor dieser Stadt führen. Ihr sollt sie steinigen und sie sollen sterben, das Mädchen, weil

es in der Stadt nicht um Hilfe geschrien hat, und der Mann, weil er sich die Frau eines anderen gefügig gemacht hat. Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen“ (Deut 22,23 f).

Auf dem Hintergrund dieses Gesetzestextes wird das ganze Gewicht der so nüchtern klingenden Frage Marias deutlich: „Wie soll das geschehen, ich lebe doch mit keinem Mann zusammen?“ Sie will dem Engel verständlich machen, dass sie verlobt ist, aber nichts Böses getan hat. Sie würde es aber getan haben, wenn sie schwanger wird, wie der Engel ihr gesagt hat - und das würde für sie nichts anderes bedeuten als den Tod durch Steinigung.

Erst darauf erfolgt die im wörtlichen Sinn unerhörte Botschaft des Engels, seine Erklärung zu Marias verständlichem Schock: „Der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden.“

Dass Maria überhaupt eine Antwort auf diese Botschaft findet, und dass sie auch noch ihr Ja „ohne Wenn und Aber“ aussprechen kann, offenbart uns, was es bedeutet, Tempel der Weisheit zu sein: Es ist die Weisheit, die aus Maria spricht: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Diese Worte bedeuten die absolute Ganzhingabe Marias an den Herrn, koste es, was es wolle.

Was aber heißen die Worte des Engels für Maria in ihrer Umgebung? In der Sicht Gottes ist sie die Magd des Herrn - in den Augen ihrer Umgebung aber ist sie die stadtbekannteste Sünderin. Mehr noch: Weil sie ganz offenbar das Böse getan hat – anders konnte man sich das nicht vorstellen - ist sie die Böse schlechthin. Sie gehört weggeschafft, das heißt praktisch, sie ist in Todesgefahr.

Man unterschätzt die Kühnheit der Evangelien, diese Tatsache nicht zu verschleiern oder zu verschweigen, sondern sie klar herauszustellen. Erst auf dem Hintergrund der Gesetzes-Schärfe wird die Nüchternheit eines Matthäus deutlich, wenn er sagt: „Mit Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete –

durch das Wirken des Heiligen Geistes. Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloss, sich in aller Stille von ihr zu trennen“ (Mt 1,18 f). Erst nach dieser Schockerfahrung erhält Josef Informationen über die wahren Umstände der Schwangerschaft Marias: „Während er noch darüber nachdachte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären, ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott mit uns“ (Mt 1,20 ff). Um der Botschaft des Engels in diesem Traum vertrauen zu können und Maria als seine Frau zu sich zu nehmen, muss Josef ein tiefes inneres Wissen von der Geschichte seines Volkes gehabt haben – und ein ebenso tiefes Gottvertrauen.

Ob Josefs Weisheit und seine Zivilcourage, Maria als seine Frau zu sich zu nehmen, dazu ausreichten, Maria in ihrer Umgebung zu rehabilitieren, muss offen bleiben. Die Tatsache, dass man Maria, die hochschwanger war, bei ihrem Besuch in Betlehem so oft und so lange vor die Tür setzte, bis sie schließlich in einem Stall außerhalb der Stadt mit Jesus niederkam, spricht eine andere Sprache. Man hatte zu viel gehört und man wusste zu wenig über diese merkwürdige Schwangerschaft, man wollte nicht auch noch die Geburt eines Kindes erleben, von dem man nicht wusste, wer der Vater ist. Maria sollte froh sein, dass man sie nicht gesteinigt hatte – noch nicht.

Zusammen mit seiner Mutter Maria wird Jesus, der Sohn Gottes, abgelehnt und ausgestoßen, bevor er noch geboren ist. Außerhalb der Stadt wird er zur Welt gebracht, und außerhalb der Stadt wird er diese Welt wieder verlassen - aber in Gegenwart seiner Mutter. Mit ihrem Sohn nimmt Maria alle Demütigung, Erniedrigung, Verleumdung und Verfolgung auf sich. Zur Miterlösung von den Sünden ist sie, die Immaculata, zur Sünderin geworden. Unter dem Kreuz identifiziert sich Maria mit allen Verlorenen, Verlassenen, Abgelehnten. Ihr verurteilter und gekreuzigter Sohn identifiziert sich mit allen Verurteilten und Hingerichteten. Zusammen mit ihrem Sohn verkörpert Maria die Gegenwart Gottes und seine

Weisheit in jeder Situation, und sei sie noch so aussichtslos. Maria vertraut auf Gottes Gerechtigkeit, die nichts anderes ist als seine unendliche Barmherzigkeit.

Fassen wir zusammen: In der christlichen Liturgie erscheint Maria oft als Thron der Weisheit, seltener als Tempel der Weisheit. In ihren vielen Gestalten wird die Weisheit häufig als *typós*, als Vor-Bild Marias, gesehen. In den Büchern des Alten Testaments bezeichnet sich die Weisheit gern als Geliebte Gottes oder als aus Gottes Mund hervorgegangen - aber die Weisheit ist weder identisch mit Gott noch mit dem Geist Gottes oder dem Wort Gottes. Die Weisheit kann auch nicht als Eigenschaft Gottes verstanden werden, eher als seine Vertraute – wie Maria. Aber die Weisheit ist auch nicht identisch mit Maria. Als Hausfrau hat die Weisheit den Tisch gedeckt mit den göttlichen Gaben von Brot und Wein. Aber auch als solche ist sie eher der *typós* Marias - und nicht identisch mit ihr.

Wer aber ist die Weisheit dann? Die Weisheit ist und bleibt eine geheimnisvolle und eigenständige Wirklichkeit mit einer durchdringenden und umfassenden Kraft. Erkennen wird man die Weisheit immer neu an ihren Zeichen und der Art ihrer Offenbarungen. Ohne die Gegenwart der Weisheit hätte Maria nicht ihr Ja zur Botschaft des Engels sprechen können - mit allen Konsequenzen für das Leben Marias, für die Menschwerdung Gottes, für die Einsetzung der Eucharistie und für unsere Erlösung.

Wer oder was die Weisheit auch sein mag - durch Marias Ja zur Botschaft des Engels leben wir in einer neuen Schöpfung. Durch ihre Identifizierung mit den Sündern sind die Verlorenen nicht verloren, die Verlassenen nicht verlassen und die Abgelehnten nicht abgelehnt.

Seminar: Maria Tempel der Weisheit und Heil der Kranken**2017****Teil II: Maria als Eucharistische Frau****1.Vortrag: „Ich bin die Magd des Herrn“**

Im ersten Seminarteil über Maria als Tempel der Weisheit hatten wir versucht, uns dem Geheimnis der Weisheit anzunähern. In ihren vielerlei Gestalten hatten wir die Weisheit im Alten Testament als *typoi* (Vor-Bilder) Marias kennen gelernt. Die Weisheit hatte sich uns in den menschlichen Gestalten heiliger Frauen und Messias-Könige offenbart, aber auch in den göttlichen Gaben von Brot und Wein. Am Schluss des ersten Seminarteils hörten wir von der Menschwerdung Gottes: Jesus, der Sohn Gottes, wurde empfangen vom Heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria. Der menschengewordene Gott gab sein Leben hin in der Eucharistie. Der heilige Papst Johannes Paul II. bezeichnete Maria als „eucharistische Frau“.

Der heute beginnende zweite Seminarteil ist ausschließlich Maria als der eucharistischen Frau gewidmet. Im ersten Vortrag wollen wir von der Entstehung der Eucharistie aus dem jüdischen Pessachfest hören, im zweiten Vortrag von der Vorbereitung Marias auf die Botschaft des Engels und ihr Ja zur Empfängnis durch den Heiligen Geist, im dritten Vortrag von Maria als der eucharistischen Frau.

Beginnen wir mit dem ersten Vortrag über die Entstehung der Eucharistie. Wir gehen aus von einer Binsenwahrheit: die Eucharistie bleibt unverstündlich ohne die Verwurzelung dieses Sakraments in der Geschichte der jüdischen Liturgie.

Wie wir am Ende des ersten Seminarteils schon hörten, feierte Jesus mit seinen Jüngern das Pessachfest, das Fest der Befreiung des Volkes Israel aus der Knechtschaft Ägyptens. Durch die Hingabe seines Leibes und Blutes ließ er daraus das Fest der Befreiung von der Knechtschaft der Sünde entstehen: die Eucharistie.

Zum Verständnis der Eucharistie und Marias Beteiligung daran ist es unerlässlich, die Bedeutung des Pessachfestes in der politischen und religiösen Geschichte des Volkes Israel kennen zu lernen. Denn Marias Ja zur Botschaft des Engels bedeutet nichts anderes als die Erfüllung eines Jahrhunderte währenden Verlangens nach Befreiung.

Was also bedeutet das Pessachfest? Zunächst: Es beruht auf den landwirtschaftlichen Festen der Darbringung der Erstlingsfrüchte von Getreide und Fleisch. Die Darbringung von Broten und Lämmern ist wichtig zum Verständnis des Leben spendenden Pessachfests. Das Wort *pessach* leitet sich ab von dem Verb *passach*, „vorübergehen“. Weil der Pharao, der König von Ägypten, trotz aller Interventionen von Mose und Aaron das Volk Israel nicht aus Ägypten ziehen lassen will, muss Gott selbst bei der Befreiung Seines Volkes helfen, indem er seinen Engel an den Häusern der Israeliten vorübergehen lässt.

Im Buch Exodus lesen wir, warum Gottes „Vorübergehen“ so entscheidend ist und was Gott von den Israeliten erwartet, um ihnen helfen zu können: „Der Herr sprach zu Mose und Aaron im Land Ägypten: (...) Sagt der ganzen Gemeinde Israel: am zehnten dieses Monats soll jeder ein Lamm für seine Familie holen. (...) Nur ein fehlerfreies, männliches, einjähriges, das Junge eines Schafes oder einer Ziege müsst ihr nehmen. Ihr sollt es bis zum vierzehnten Tag des Monats aufbewahren. In der Abenddämmerung soll die ganze versammelte Gemeinde Israel es schlachten. Man nehme etwas von dem Blut und bestreiche damit die beiden Türpfosten und den Türsturz an den Häusern, in denen man es essen will. Noch in der gleichen Nacht soll man das Fleisch essen. Über dem Feuer gebraten und zusammen mit ungesäuerten Brot und Bitterkräutern soll man es essen. (...) So aber sollt ihr es essen: eure Hüften gegürtet, Schuhe an euren Füßen und euren Stab in eurer Hand. Esst es hastig! Es ist ein Pessach (Vorübergang) für den Herrn!“ (Ex 12,1-11).

Hier taucht zum ersten Mal das Wort Pessach auf. Im Weiteren wird erklärt, was dieser Vorübergang Gottes bedeutet: „In dieser Nacht gehe ich durch das Land Ägypten und erschlage im Land Ägypten jede Erstgeburt bei Mensch und Vieh. Über alle Götter Ägyptens halte ich Gericht, ich, der Herr. Das Blut an den Häusern, in denen ihr wohnt, soll für euch ein Zeichen sein. Wenn ich das Blut sehe, werde ich an euch vorübergehen, und das vernichtende Urteil wird euch nicht treffen, wenn ich das Land Ägypten schlage“ (Ex 12,12 f).

Wichtig für unseren Kontext, nämlich die Entstehung der Feier der Eucharistie, ist das im Buch Exodus Folgende: „Diesen Tag sollt ihr als Gedenktag begehen. Feiert

ihn als Fest für den Herrn! Für eure kommenden Generationen wird es eine ewige Satzung sein, das Fest zu feiern! Sieben Tage lang sollt ihr ungesäuertes Brot essen (...) Haltet das Fest der ungesäuerten Brote! Denn gerade an diesem Tag habe ich eure Heerscharen aus dem Land Ägypten herausgeführt (...) Überall wo ihr wohnt, sollt ihr ungesäuertes Brot essen“ (Ex 12,14-20).

Später erwähnt das Buch Exodus noch, warum und wie der Vorübergang des Herrn immer und überall gefeiert werden soll: „In dieser Nacht wurde Israel aus Ägypten befreit. Sie zogen so hastig aus, dass sie nicht einmal Zeit hatten, das Brot zu backen, sie nahmen den Brotteig ungesäuert mit, sie wickelten ihre Back-Schüsseln in Kleider ein und luden sie sich auf die Schultern (...) Aus dem Teig, den sie aus Ägypten mitgebracht hatten, backten sie ungesäuerte Brotfladen, denn der Teig war nicht durchsäuert, weil sie aus Ägypten verjagt worden waren und nicht einmal Zeit hatten, für die Reiseverpflegung zu sorgen“ (Ex 12, 34.39).

Aus diesem historischen Bericht des Buches Exodus und den nachfolgenden Mahnworten, Gottes Großtaten dürfe man niemals vergessen, hat sich allmählich die Pessach-Liturgie und die Pessach-Haggada entwickelt, die Erzählung von der Befreiung des jüdischen Volkes aus der Knechtschaft Ägyptens – und aus dem jüdischen Pessachfest entstand die Eucharistie, in der die Hingabe von Leib und Blut Christi als das Lamm Gottes die entscheidende Rolle spielt. Das alles aber wäre nicht möglich geworden ohne dass Gott einen menschlichen Leib angenommen hätte im Leib der Jungfrau Maria.

Darum werden wir ohne die Kenntnis des Pessach-Geschehens und seine Aktualisierung in der jüdischen Liturgie niemals den *ganzen* Reichtum der Eucharistie verstehen können. In der Pessach-Liturgie heißt es, man solle die Befreiung des jüdischen Volkes aus der Knechtschaft Ägyptens feiern, indem man sich *heute* bereitet, auszuziehen. An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn ihr dann das Gelobte Land erreicht habt und das Fest der ungesäuerten Brote feiert, und euch an den Auszug aus dem Sklavenhaus Ägypten erinnert, dann sollt ihr es euren Kindern erzählen. An diesem Tag erzähle deinem Sohn: „das geschieht für alles, was der Herr an mir getan hat, als ich aus Ägypten auszog.“

Zu der Erzählung des Familienvaters gehören zunächst die Fragen, die die Kinder stellen müssen: was bedeutet das alles? Warum tun wir das? Denn erst auf diese Fragen wird erzählt, warum wir feiern: weil wir uns voller Dankbarkeit daran erinnern, wie unseren Vätern mit Gottes Hilfe der Auszug aus Ägypten ermöglicht wurde.

Ohne diese Erzählungen im Verlauf der Pessach-Haggada wird die Entstehung der Eucharistie nicht verständlich, zum Beispiel warum beim Evangelist Lukas von einem ersten Segensbecher die Rede ist. Bei Lukas heißt es wörtlich: „Jesus sprach zu ihnen: mit Sehnsucht habe ich mich danach gesehnt, dieses *Pessach* mit euch zu essen vor meinem Leiden. Denn ich sage euch, dass ich es nimmermehr esse, bis es erfüllt ist in der Königsherrschaft Gottes. Und er ergriff einen Becher, sagte Dank und sprach: Nehmet und teilt es unter euch. Denn ich sage euch, ich werde nicht trinken von jetzt an von dem Gewächs des Weinstocks, bis die Königsherrschaft Gottes kommt. Und er nahm das Brot, sagte Dank, brach es und gab es ihnen und sagte: dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dies tut zu meinem Gedächtnis. Und den Becher nahm er ebenso nach dem Mahl, wobei er sagte: dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen ist“ (Lk 22,15–20, übersetzt von F.J. Schierse).

Woher nimmt Lukas das alles? Die Pessach-Liturgie beginnt mit Segens-Sprüchen über den ersten Becher Wein. Mit diesem ersten Becher verbindet Jesus seinen Ruf: „Wie sehr habe ich mich gesehnt, mit euch dieses Pessach zu feiern!“ Der Pessach-Ritus geht weiter, indem genau nach dem Buch Exodus gefeiert wird. Der ganze Abend ist erfüllt von der Erwartung der Befreiung. Man blickt zurück auf das, was gewesen ist, aber man erwartet auch das Kommende: die Ankunft des Messias.

Beim Brechen der ungesäuerten Brote (*matzot*) spricht der Hausvater den Brotsegen. Und genau an dieser Stelle, nämlich beim Brotbrechen vor dem Mahl, hat Jesus die Worte gesprochen, die uns heute noch vertraut sind. Bei jedem jüdischen Mahl, besonders aber beim Pessach, wird das Brot unter den Teilnehmern aufgeteilt - und genauso hat Jesus das Brot seinen Jüngern gegeben.

Auf den ersten Becher folgt ein zweiter Becher Wein und darauf die Erzählung. Das jüngste Kind muss die wesentlichste Frage stellen: Was bedeutet das ungesäuerte

Brot und die Bitterkräuter? Der Vater erzählt darauf die Geschichte des Auszugs aus Ägypten: warum man an diesem Abend Bitterkräuter und das ungesäuerte Brot isst.

Nach dem Austeilen der *matzot* beginnt das Sättigungsmahl für die Tischgenossen. Nach dem Mahl wird der dritte Becher eingeschenkt. Über diesen dritten Becher hat Jesus die Worte gesprochen, die wir bis heute bei jeder Messe hören: „Das ist der Kelch des Neuen Bundes, mein Blut“.

Auf die Frage des Kindes, was die *matzot* bedeuten, die ungesäuerten Brote, antwortet der Vater: weil der Teig unserer Vorfahren nicht Zeit hatte zu säuern, da schon der König aller Könige, der hochgelobte Heilige, sich ihnen offenbarte und sie erlöste. Denn so heißt es: Sie backten von dem Teig, den sie aus Ägypten mitgenommen hatten, ungesäuerte Fladen, denn der Teig blieb ungesäuert, da sie aus Ägypten herausgetrieben wurden und sie sich weder aufhalten noch sonst eine Reisekost besorgen konnten.“

Auf die Frage nach der Bedeutung der ungesäuerten Brote folgt die Frage des Kindes: „Und warum die Bitterkräuter?“ Die Antwort lautet: „Weil die Ägypter das Leben unserer Vorfahren verbitterten, wie es heißt: Sie verbitterten ihr Leben durch schwere Arbeit mit Lehm und Ziegeln und allerlei Arbeiten auf dem Felde, ja mit allen ihren Arbeiten, die sie ihnen mit Strenge auferlegten.“

Aus den Antworten des Vaters auf die Fragen der Kinder bei der Pessach-Haggada erfahren wir, warum die bei der Eucharistie verwendeten Hostien, die in den Leib Christi gewandelt werden, bis heute aus ungesäuertem Teig gebacken werden: sie sind Zeichen der Befreiung aus der Knechtschaft durch das Eingreifen Gottes in die Geschichte seines Volkes.

Den Ritus des Brotbrechens erlebten die frühen Christen offenbar so intensiv, dass sie ursprünglich mit diesem Wort die Feier der Eucharistie bezeichneten, wie wir aus dem Beginn der Apostelgeschichte erfahren: „Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am *Brechen des Brotes* und an den Gebeten“ (Apg 2,42). Und weiter heißt es: „Sie brachen reihum in ihren Häusern das Brot“ (Apg 2,46). Dieser Text ist wichtig für uns, denn er belegt, dass es die Kirche als Gebäude

und Versammlungsort noch gar nicht gab, dass also die Kirche als Institution aus der Feier der Eucharistie entstand und nicht die Eucharistie aus der Struktur der Kirche.

Ein weiterer Beleg dafür, dass die Feier der Eucharistie bei den ersten Christen nicht ortsgebunden war, findet sich am Ende des Lukas-Evangeliums: „Da ging er mit ihnen hinein (Jesus mit den zwei Jüngern in die Herberge von Emmaus), um bei ihnen zu bleiben. Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen. Da gingen ihnen die Augen auf und sie erkannten Ihn“ (Lk 24,29-31).

In der jüdischen Liturgie hat das Brotbrechen bis heute noch eine weitere Bedeutung. Zu Beginn des Mahles bekommen alle ein Stück des gebrochenen Brotes. Dadurch werden sie zu einer Gemeinschaft. Über das Brot wird ein Segen gesprochen, der uns von der Gabenbereitung der Eucharistie her vertraut klingt: „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der das Brot hervorbringt aus der Erde.“ Damit soll in der jüdischen Tradition ausgedrückt werden: Wer das Stück Brot bekommen und genommen hat, gehört zur Segens-Gemeinschaft. Im Alten Testament galt es als Vertrauensbruch, wenn ein Tischgenosse einen anderen verriet. Der Verrat des Judas ist besonders schlimm, weil er geschehen ist, nachdem ihm Jesus das Brot gereicht hatte, das dem Judas Anteil an der Gemeinschaft gab (vgl. Joh 13,30).

Erkennt man die Bedeutung der jüdischen Tischgemeinschaft durch das Brotbrechen, so wird auch verständlich, warum es Anstoß erregte, wenn Jesus mit Zöllnern und Sündern Tischgemeinschaft pflegte wie zum Beispiel nach der Bekehrung des Zöllners Levi. Wenn sich Jesus mit Sündern an einen Tisch setzt, dann heißt das, dass er ihnen den Frieden und die Gemeinschaft mit Gott zuspricht. Und genau das will Jesus, aber genau das wollen die Schriftgelehrten nicht. Denn der Ausschluss von der Tischgemeinschaft gilt als Bild für das ewige Unheil. Wer nicht am Tisch Gottes teilnehmen will, ist für ewig ausgeschlossen. Jesus sagt im Gleichnis, wenn der Bräutigam kommt, verschließt er die Tür von innen: Das Hochzeitsmahl findet statt, die Tischgemeinschaft ist gebildet, aber wer zu spät kommt, ruft umsonst: „Herr, wir haben doch mit dir gegessen und getrunken“. Er bekommt von Jesus gesagt: „Ich kenne euch nicht, ich weiß nicht, wer ihr seid“ (vgl. Mt 25, 10-12; Lk 13, 25-27). Bei Lukas 14,15 heißt es wörtlich: „Selig, wer Brot essen

darf in der Königsherrschaft Gottes.“ Das ist das Bild der vollendeten Gemeinschaft, wie wir es aus der Eucharistie kennen sollten: Brot essen in der Gemeinschaft der Königsherrschaft Gottes.

Nach dem anfänglichen Brotbrechen folgt in der Pessach-Liturgie wie gesagt das Sättigungsmahl der Tischgenossen. Den Schluss des Essens bilden drei feierliche Segensgebete, in denen vor allem für das Brot gebetet wird, aber auch für das Land Israel und für die Gottes Stadt Jerusalem gedankt wird.

Der erste Segensspruch ist ein Lob und ein Dank für die erhaltene Speise, besonders für die Vorsehung Gottes, für seine Barmherzigkeit, durch die er keines seiner Geschöpfe vergisst: „Gesegnet bist du, Herr, unser Gott, König der Welt, er speist die ganze Welt in seiner Güte mit Gnade, Treue und Erbarmen. Er gibt seine Speise jedem Geschöpf, denn seine Huld währt ewig.“ Darauf folgt das zweite Dankgebet für das Land Israel und für alles, was Gott geschaffen hat: „Wir danken dir, Herr, unser Gott, weil du unsere Väter hast erben lassen ein liebliches, gutes und weites Land, und weil du uns aus dem Land Ägypten geführt hast und uns aus dem Haus der Knechtschaft erlöst hast (...) für alles danken wir dir und preisen dich, Herr, unser Gott“. Genau dieser Dank für die Rettung und Befreiung prägt die eucharistischen Hochgebete: wir danken Gott für alles, was er für uns getan hat, um uns zu retten, zu heilen und zu befreien – nicht von der Knechtschaft Ägyptens, wohl aber von der Knechtschaft der Sünde.

Schließlich folgt beim Pessachmahl ein drittes Dankgebet: man dankt Gott für Jerusalem. Damit ist die Bitte für die Zukunft verbunden: „Erbarme dich, Herr, unser Gott, über Israel, dein Volk, und über Jerusalem, deine Stadt, und über Zion, die Wohnung deiner Herrlichkeit, und über das Reich des Hauses David, deines Gesalbten, und über das große heilige Haus, über das dein Name genannt ist. Die Sehnsucht, dass Gott sein Reich verwirklichen möge, hat auch die Kirche nie aufgegeben: „Maran ata! Komm, Herr Jesus!“ (1 Kor 16, 22; Offb 22, 20). Dieser Ruf ist übernommen aus der jüdischen Tradition, aus der Sehnsucht nach dem Kommen des Messias und der Befreiung aus der Knechtschaft.

Fassen wir zusammen: Das Hineinhören in die jüdische Liturgie lässt uns verstehen, wo unsere eucharistischen Gebete herkommen. Gott hat im jüdischen Volk vorbereitet, was wir als Christen feiern dürfen. Vor dem Hintergrund der jüdischen Liturgie wird deutlich, was Jesus beim Letzten Abendmahl getan hat: durch die Hingabe seines Lebens ist die Eucharistie mehr als ein Mahl, sie ist ein Herren-Mahl.

Der Apostel Paulus macht die Christen in Korinth aufmerksam auf den Unterschied: „Was ihr bei euren Zusammenkünften tut, ist keine Feier des Herrenmahles mehr, denn jeder verzehrt sogleich seine eigenen Speisen - und dann hungert der eine, während der andere schon betrunken ist. Könnt ihr denn nicht zu Hause essen und trinken? Oder verachtet ihr die Kirche Gottes? Wollt ihr jene demütigen, die nichts haben? Was soll ich dazu sagen? Soll ich euch etwa loben? In diesem Fall kann ich euch nicht loben“. Und dann spricht Paulus Klartext: „Wer davon isst und trinkt, ohne zu bedenken, dass es der Leib des Herrn ist, der zieht sich das Gericht zu“(1 Kor 11, 20-22.29).

Aus den kritischen Worten des Apostels wird deutlich: von ihren Ursprüngen her ist die Eucharistie kein Sättigungsmahl. Das ist sie nie gewesen und das wird sie auch nie sein. Durch das Opfer Jesu ist die Eucharistie von Anfang an etwas Einzigartiges: nicht nur ein Herrenmahl, sondern ein Opfermahl.

Wir haben es gesehen: Was wir wissen von den Ursprüngen der Eucharistie, ist wenig. Aber das wissen wir: die Urchristen waren geprägt vom *jüdischen* Beten und Feiern. Was sich daraus entwickelt hat und was wir bis heute beten und feiern, verstehen wir nicht ohne die Achtung und die Dankbarkeit für die jüdische Liturgie.

Seminar: Maria, Tempel der Weisheit und Heil der Kranken

Teil II: Maria als Eucharistische Frau

2.Vortrag: „Mir geschehe nach deinem Wort“

Im ersten Vortrag hatten wir von der Entstehung der Eucharistie aus der jüdischen Liturgie gehört. Aus den Anfängen der Apostelgeschichte hatten wir vernommen, wie intensiv die ersten Christen vom Gebet im Tempel geprägt waren – auch wenn sie anschließend in ihren Häusern reihum das Brot brachen und an der Lehre der Apostel festhielten, also das taten, woraus sich die Feier der Eucharistie entwickelte.

Dadurch hatten wir indirekt erfahren, in welchem religiösen Umfeld ein junges Mädchen wie Maria von Nazaret aufwuchs. In diesem zweiten Vortrag wollen wir von Marias Bereitung auf das Ereignis der Botschaft des Engels hören. Das ist leichter gesagt als getan. Denn weder innerhalb noch außerhalb der Bibel gibt es darüber historisch zuverlässige Fakten.

Aufschlussreicher als eine Menge Legenden und Apokryphen über Marias Kindheit im Tempel scheint ein darum ein Blick auf das, was dieses junge Mädchen *nicht* erlebt hat und deswegen *nicht* ertragen brauchte. Mit dem Glauben der Kirche dürfen wir annehmen, als die *Immaculata* ist sie von der Erbsünde und deren Folgen bewahrt geblieben. Ihre Bereitung auf die Botschaft des Engels bestand also in dem, was wir aus dem Dogma der Unbefleckten Empfängnis Marias wissen.

Der Glaube an Marias Unschuld ist nicht nur entscheidend für unser Verständnis ihrer Bereitung für die Botschaft des Engels, sondern für ihr ganzes Dasein. Ihr gesamtes Leben hat sie in jenem Zustand verbracht, in dem die Menschen von der Schöpfung bis zum Sündenfall lebten. Der heilige Papst Johannes Paul II. stellt diese Zeit, die wir das Paradies nennen, unter die Worte: „Gott sah, was er gemacht hatte, und er sah, das es gut war“ (Gen 1,31). Der Papst unterscheidet in diesem Zustand menschlichen Daseins fünf Dimensionen:

- Die ursprüngliche Einsamkeit des Menschen
- Die ursprüngliche Gemeinsamkeit des Menschen
- Die ursprüngliche Nacktheit des Menschen
- Die ursprüngliche Gabe des Menschen
- Die ursprüngliche Unschuld des Menschen.

Als erste Dimension der Schöpfung nennt der Papst die *ursprüngliche Einsamkeit*. Was ist damit gemeint? Der Mensch unterscheidet sich von allen anderen Lebewesen: Er ist das einzige Geschöpf, das Gott um seiner selbst willen geschaffen hat. Dadurch findet der Mensch zu seiner ersten Identität: er besteht aus Geist und Leib. Er kommt zum Schluss, dass er „allein“ ist unter allen Lebewesen. Denn der Leib des Menschen ist vom Geist durchdrungen, und das macht ihn abhängig von Gott.

Damit kommen zur zweiten Dimension: zur *ursprünglichen Gemeinsamkeit*. Einsamkeit und Gemeinsamkeit bleiben gleich ursprünglich bestehen: Erst durch die Schöpfung der Frau aus der Seite des Mannes wird der Mensch vollständig. Mann und Frau gleichen zwar einander, aber sie gleichen keinem anderen Lebewesen. Durch die Schöpfung der Frau aus der Seite des Mannes ist aus der ursprünglichen Einsamkeit die ursprüngliche Gemeinsamkeit geschaffen, aber die ursprüngliche Einsamkeit ist damit nicht aufgehoben: die einzigartige Gottbezogenheit der Menschen bleibt bestehen.

Die dritte Dimension des paradiesischen Zustands ist die *ursprüngliche Nacktheit*. Der Zustand der Nacktheit hatte nichts mit mangelndem Schamgefühl zu tun. Mann und Frau kannten sich gar nicht anders „und sie schämten sich nicht voreinander“, der Zustand der ursprünglichen Nacktheit gehörte zu ihrer Bereitschaft zur Hingabe.

Die vierte Dimension der Schöpfung ist die der *ursprünglichen Gabe*. Die ursprüngliche Einsamkeit des Menschen wurde durch die Gabe der Frau zur ursprünglichen Gemeinsamkeit. Die ursprüngliche Gabe führt zur zwanglosen Bereitschaft gegenseitiger Hingabe. In dieser Freiheit liegt der Grund dafür, dass sich Mann und Frau nicht voreinander schämten.

Wie aber kam der Mensch zur fünften Dimension: zur ursprünglichen *Unschuld*? Als Geschöpf Gottes hat der Mensch Anteil am Leben Gottes, nämlich an Gottes Heiligkeit. Der Papst sagt, mit der Teilhabe an Gottes Heiligkeit brachte der Mensch die Heiligkeit Gottes in die Welt - und damit auch die Unschuld: „Die Heiligkeit Gottes im Menschen ist das Fundament und die Quelle der ursprünglichen Unschuld“ (*Theologie des Leibes*, I.133). Damit aber wird der Sündenfall zu einer

Infragestellung der ursprünglichen Gabe Gottes, nämlich der ursprünglichen Unschuld des Menschen.

Die Infragestellung der ursprünglichen Gabe beginnt mit der Annäherung der Schlange an die ersten Menschen, an Adam und Eva. Die Schlange fragt: „Hat Gott das *wirklich* gesagt?“ Gottes Wort wird hinterfragt, und dann wird - für die Gesprächspartner zunächst noch völlig unbemerkt - faustdick gelogen. Das Wort der Schlange: „Ihr werdet sein wie Götter, die Gutes und Böses erkennen“ (Gen 3,4) enthält nicht nur *eine* Lüge, sondern gleich mehrere.

Erste Unwahrheit: Durch das Hören auf die Schlange sind die Menschen nicht mehr Gott gleich, vor allem nicht mehr unsterblich wie er, ihr irdisches Leben ist zeitlich begrenzt und der Hinfälligkeit preisgegeben.

Zweite Lüge: durch die Preisgabe der Gottebenbildlichkeit haben die Menschen die Freiheit verloren, mit Vertrauen Gottes Willen zu tun. Auf die Worte der Schlange zu hören, bedeutet, dem Willen der Schlange folgen. Denn dadurch werden sie – zunächst ohne es zu bemerken - von Gottes Freunden zu Gottes Rivalen. Die Verlockung der Schlange: „Ihr werdet sein wie Götter“, ist nicht nur eine Versuchung zur Eigenmächtigkeit, es ist eine Kampfansage auf Leben und Tod. Von der freiwilligen Abhängigkeit gleiten die Menschen in die Illusion der Gleichberechtigung: Sie meinen, sie hätten die gleichen Eigenschaften und Freiheiten wie Gott - und damit hätten sie auch das gleiche Recht und die gleiche Macht, vor allem aber die Fähigkeit, Gut und Böse zu unterscheiden. Der katholische Psychiater Albert Görres sagt, Adam und Eva waren naiv, und dadurch wohl noch etwas blauäugig.

Dritte Lüge der Schlange: Sie spricht zwar in der Mehrzahl: „*Ihr* werdet sein wie Götter“, aber sie wendet sich bewusst nicht an die *ursprüngliche Gemeinschaft* der Menschen, sondern zunächst an Eva allein und dann allein an Adam. Damit zerbricht die Schlange die ursprüngliche Einmütigkeit der Menschen. In der Andersartigkeit des anderen sieht der Mensch von nun an keine Bereicherung mehr, die er zum Leben braucht, sondern er vermag nur noch die Konkurrenz wahrzunehmen - und damit die Bedrohung, die ihm nach dem Leben trachtet. Die Menschen verstehen

ihre Angewiesenheit auf einander nicht mehr als Geborgenheit, sondern nur noch als Ausgesetztheit und Entblößung. Sie meinen, sie müssten verbergen, was bei ihnen anders ist als beim anderen: Sie schämen sich ihrer ursprünglichen Identität.

Damit bringen sie zum Ausdruck, dass sie nicht mehr einander hingegeben sein möchten, sondern dass jeder auf sich selbst zurückgeworfen ist. Die ursprüngliche Gemeinsamkeit wird zur abgründigen Verzweiflung – und damit zur Angst vor sich selbst und vor dem anderen. Die Sehnsucht nach Hingabe wird zur Sucht nach Habenwollen. „Die Hölle sind die anderen“, wie Sartre sagt.

Die Entfremdung des Menschen von Gott führt zum Zerschneiden der Einheit der Menschen, die Freiheit der Beziehung wird zu Konkurrenz und Rivalität. Mehr noch: Durch seine Absonderung von Gott als der Quelle des Heils übergibt sich der Mensch dem Unheil. Mann und Frau haben ihre Identität verloren - oder wie man heute verkündet, sie haben nie eine eigene Identität besessen. Weil sich der Mensch selbst erschaffen hat, hat er auch das Recht, seine Identität selbst zu bestimmen.

In einer Welt aber, in der sich das Geschöpf von seinem Schöpfer und der Mann von der Frau entfremdet haben, bilden Glaube und Vernunft, Körper und Geist keine Einheit mehr. Die Sehnsucht nach dem entfremdeten Gott ist wird zur Sucht nach der schnellen Befriedigung. Sex und Geld werden zu Göttern, an die Stelle der Barmherzigkeit tritt das Prinzip des Relativismus: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Was der Mensch braucht, schafft er selbst. Was nicht machbar und messbar ist, gehört entsorgt. Papst Franziskus sagt, wir leben in einer Wegwerfkultur. Soweit hat es die Schlange schon gebracht.

Von all diesen Konsequenzen des Sündenfalls blieb Maria bewahrt, so dürfen wir mit dem Dogma der Unbefleckten Empfängnis glauben. Das Dogma sagt uns, um vom Heiligen Geist den Sohn Gottes zu empfangen, der ohne Sünde war, musste Maria vor jeder Sünde bewahrt bleiben. Dadurch wurde es ihr ermöglicht, Gott das Leben als Mensch zu schenken. Durch ihr Ja zur Menschwerdung Gottes hat sie die Ähnlichkeit des Menschen zu Gott wiederhergestellt. Sie hat unser Herz neu erfüllt mit der Gegenwart Gottes. Sie hat unser Heil in einer neuen Schöpfung ermöglicht. Als Mutter Gottes hat sie jedem von uns neues Leben geschenkt.

Natürlich können und müssen wir fragen: ist Maria wirklich von aller Sünde bewahrt geblieben? Das Dogma der Unbefleckten Empfängnis stammt aus dem 19. Jahrhundert – aber wie hat Maria zu ihrer Zeit gelebt? Und selbst wenn sie tatsächlich von Anfang ihres Lebens an von der Erbsünde bewahrt geblieben wäre, wie das Dogma sagt, dann hätte sie durch ihre Offenheit doch mitbekommen, was unter den Menschen um sie herum vorging. Auf jeden Fall aber blieb sie den Verordnungen des Staates und der Religion unterworfen wie alle anderen, sie unterstand also dem Gesetz des Mose mit all seinen Geboten. Was aber hieß das für Marias Ja zur Botschaft des Engels?

Wie wir aus dem Beginn des Lukasevangeliums erfahren, empfing Maria die Botschaft des Engels, als sie schon mit Josef verlobt war: „Im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt in Galiläa namens Nazaret zu einer Jungfrau gesandt. Sie war mit einem Mann namens Josef verlobt, der aus dem Haus David stammte. Der Name der Jungfrau war Maria. Der Engel trat bei ihr ein und sagte: Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir. Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe. Da sagte der Engel zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast bei Gott Gnade gefunden. Du wirst schwanger werden und einen Sohn wirst du gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Er wird herrschen über Jakobs Haus und seine Herrschaft wird kein Ende haben“ (Lk 1,26 ff).

Die Worte dieser Botschaft sind nicht neu. Der Evangelist Lukas zitiert hier den Propheten Natan. Dessen Verheißung an den Messias-König David erfüllte sich in der Geburt des Sohnes Gottes: „Auf meinen Königsthron werde ich ihm ewigem Bestand verleihen. Ich werde für ihn Vater sein und er wird für mich Sohn sein (...) Nie wird sich meine Huld von ihm entfernen“ (2 Sam 7,12-15).

Die Botschaft des Engels an Maria hatte sozusagen einen tausendjährigen Bestand. Und dennoch: Ihre Kenntnis des Gesetzes musste Maria zu verstehen geben, dass sie diese Botschaft in eine lebensgefährliche Situation versetzte. Im Buch Deuteronomium heißt es: „Wenn ein unberührtes Mädchen mit einem Mann verlobt ist und ein anderer Mann ihr in der Stadt begegnet und sich mit ihr hinlegt, dann sollt ihr beide zum Tor dieser Stadt führen. Ihr sollt sie steinigen und sie sollen

sterben, das Mädchen, weil es in der Stadt nicht um Hilfe geschrien hat, und der Mann, weil er sich die Frau eines anderen gefügig gemacht hat. Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen“(Deut 22,23f).

Auf dem Hintergrund dieses Gesetzes mit seiner ganzen Schärfe wird Marias nüchtern klingende Frage erschreckend einleuchtend: „Wie soll das geschehen, ich lebe doch mit keinem Mann zusammen?“ Maria will dem Engel zu verstehen geben, dass sie mit Josef verlobt ist - und dass sie in den Verdacht käme, etwas Böses getan zu haben, wenn sie schwanger würde, wie der Engel es gesagt hat. Das aber würde für sie den Tod durch Steinigung bedeuten.

Erst auf diese Klarstellung erfolgt die im wörtlichen Sinn unerhörte Botschaft des Engels: „Heiliger Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden.“

Dass Maria eine Antwort auf diese Botschaft findet, dass sie ihr Ja aussprechen kann, offenbart sie als Tempel der Weisheit: Es ist die Weisheit, die aus Maria spricht: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Diese Worte bedeuten das absolute Vertrauen Marias und ihre Ganzhingabe an den Herrn.

Was aber bedeutet die Botschaft des Engels und ihre Konsequenzen für Marias Umgebung? In der Sicht Gottes ist sie die Magd des Herrn - in den Augen ihrer Umgebung aber ist sie von nun an die stadtbekannte Sünderin. Mehr noch: Weil sie das Böse getan hat – anders konnte man sich das nicht vorstellen - ist sie die Böse. Sie gehört weggeschafft, das Böse gehört entsorgt, Sünderinnen gehören gesteinigt.

Man unterschätzt die Kühnheit der Evangelisten in der Darstellung von Marias Situation: das durch den Heiligen Geist Geschehene verschleiern oder verschweigen sie nicht, sie stellen es klar heraus. Erst auf dem Hintergrund der Gesetzes-Schärfe wird die Nüchternheit eines Matthäus deutlich, wenn er sagt: „Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete –

durch das Wirken des Heiligen Geistes. Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloss, sich in aller Stille von ihr zu trennen“ (Mt 1,18 f).

Nach dieser Schockerfahrung erfährt Josef die Wahrheit über die Schwangerschaft Marias: „Während er noch darüber nachdachte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären, ihm sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott mit uns“ (Mt 1,20 ff). Um der Botschaft des Engels in diesem Traum vertrauen zu können und Maria als seine Frau zu sich zu nehmen, muss Josef ein tiefes Wissen von der Geschichte seines Volkes gehabt haben – und ein ebenso tiefes Vertrauen zum Heiligen Geist und zu seiner Verlobten Maria.

Ob Josefs Weisheit und seine Zivilcourage, Maria zu sich zu nehmen, dazu ausreichen, Maria in ihrer Umgebung zu rehabilitieren, muss offen bleiben. Die Tatsache, dass man Maria, die hochschwanger war, bei ihrem Besuch in Betlehem so oft vor die Tür setzte, dass sie schließlich in einem Stall außerhalb der Stadt mit Jesus niederkam, spricht eine andere Sprache. Man hatte zu viel gehört und man wusste zu wenig über diese merkwürdige Schwangerschaft, man wollte nicht die Geburt eines Kindes erleben müssen, von dem man nicht einmal wusste, wer der Vater ist. Maria sollte froh sein, dass man sie nicht gesteinigt hatte – noch nicht.

Wie können wir Marias Bereitung für die unerwartete Botschaft des Engels zusammenfassen? Als die Immaculata, so dürfen wir im Glauben annehmen, blieb Maria in ihrem Inneren bewahrt vor allen Konsequenzen des Sündenfalls. Aber als Mensch unter Menschen stand sie weiterhin unter dem Gesetz. Sie galt als die Böse, und sie war der Bosheit der Menschen ausgeliefert. Die Botschaft des Engels war zwar einzigartig, aber gleichzeitig erwies sie sich als lebensgefährlich. Und das bekam Maria durch die Reaktionen ihrer Umgebung deutlich zu spüren.

Als Tempel der Weisheit konnte sie Ja sagen zur Botschaft des Engels: „Ich bin die Magd des Herrn. Mir geschehe, wie du gesagt hast“. Durch ihren Mut und ihre Demut konnte sie offen sein für den Heiligen Geist. Durch ihre Hingabe ermöglichte sie die Menschwerdung Gottes. Als die Mutter Gottes leistete sie ihren Beitrag zur Einsetzung der Eucharistie. Nicht zu Unrecht bezeichnete sie der heilige Papst Johannes Paul II. als „eucharistischen Frau“. Darüber mehr im nächsten Vortrag.

Seminar: Maria, Tempel der Weisheit und Heil der Kranken

Teil II: Maria als Eucharistische Frau

3.Vortrag: „Was Er euch sagt, das tut“

Im ersten Vortrag hatten wir von der Verwurzelung der Eucharistie in der jüdischen Liturgie gehört, wir erkannten das Pessachfest als Grundlage des Letzten Abendmahls Jesu. Durch ihr Ja zur Botschaft des Engels empfing Maria vom Heiligen Geist und gab Gott als Mensch einen Leib. Diesen Leib aber gab Gott dahin der Eucharistie. Das war Marias Beitrag zur Einsetzung der Eucharistie.

Im zweiten Vortrag betrachteten wir die Vorbereitung Marias auf die Botschaft des Engels: die Immaculata, die unbefleckt Empfangene, ist bewahrt geblieben von der Erbsünde und allen Folgen des Sündenfalls. Sie hat Jesus vom Heiligen Geist empfangen und als Sohn Gottes geboren. Für ihre Umgebung war das schwer vorstellbar, Verdächtigungen jeder Art waren die Folge. Nach dem Gesetz stand als Strafe für eine Schwangerschaft, die nicht durch den Verlobten zustande gekommen war, der Tod durch Steinigung. Aber Maria wurde nicht gesteinigt: Sie sagte Ja zur Kraft des Höchsten: „Mir geschehe, wie du gesagt hast“.

In diesem dritten Vortrag wollen wir Maria als die „eucharistische Frau“ betrachten. Diese ungewohnte Bezeichnung für die Mutter Jesu stammt aus der letzten Enzyklika des heiligen Papstes Johannes Paul II. Seinem letzten Lehrschreiben von 2003 gab er den Titel *Ecclesia de eucharistia (Die Kirche lebt von der Eucharistie)*. Das letzte Kapitel widmete der große Marienverehrer ist ausschließlich Maria und ihrer Beteiligung an der Eucharistie.

Aber betrachten wir vor diesem Schlusskapitel zunächst die Hinführung zur Rolle Marias bei der Eucharistie. Das Lehrschreiben des Papstes beginnt mit den Worten: „Die Kirche lebt von der Eucharistie (...) In der Heiligen Eucharistie erfreut sie sich der Gegenwart des Herrn in einzigartiger Dichte durch die Verwandlung des Brotes und des Weines in den Leib und das Blut Christi. Seitdem die Kirche, das Volk des

Neuen Bundes, am Pfingsttag ihren Pilgerweg zur himmlischen Heimat begonnen hat, prägt das Allerheiligste Sakrament unaufhörlich ihre Tage und erfüllt sie mit vertrauensvoller Hoffnung“. Soweit die Einleitung.

Das letzte Kapitel der Enzyklika ist wie gesagt ganz und gar Maria und ihrer Beziehung zur Eucharistie gewidmet. Es ist ein mit Herzblut geschriebener Text, sozusagen das geistliche Testament des Papstes. Man sollte darum keine Biografie Marias erwarten, eher eine letzte Liebeserklärung des großen Verehrers, nicht zufällig nahm er das „*Totus tuus*“ in sein Wappen auf. Unser Vortrag ist auch nicht als eine systematische Analyse der Enzyklika gedacht, eher als eine geistliche Betrachtung des letzten Kapitels.

Dem Thema unseres Seminars entsprechend beschränken wir uns auf zwei eng miteinander verbundene Wirklichkeiten: auf Maria als Tempel der Weisheit und Maria als Heil der Kranken, mit anderen Worten auf Marias Erfüllung durch Glauben und ihre Opferbereitschaft für uns. Nach der Überzeugung des Papstes verdanken wir Marias Glauben und ihrer Bereitschaft zur Hingabe Leib und Leben des Gottmenschen und dadurch auch unser Leben: Entstehung der Eucharistie und der Kirche.

Im Marien-Kapitel seiner Enzyklika schreibt der Papst: „Wenn wir die innige Beziehung, die die Kirche mit der Eucharistie verbindet, in ihrem ganzen Reichtum entdecken wollen, dürfen wir Maria, Mutter und Modell der Kirche, nicht vergessen (...) Maria kann uns zu diesem Allerheiligsten Sakrament hinführen, da sie zu ihm eine tiefe Beziehung hat (...) In ihrem ganzen Leben ist Maria eine von der Eucharistie geprägte Frau“ (53 f).

Und weiter heißt es in diesem kirchlichen Dokument: „Wenn Kirche und Eucharistie ein untrennbares Wortpaar sind, so muss man dies gleichfalls von Maria und der Eucharistie sagen. Deshalb kennen die Kirchen des Westens und des Ostens einhellig seit dem Altertum das Gedenken Marias in den Eucharistiefiern“ (57).

Im Gesamtkonzept der Enzyklika des Papstes wird uns Maria als eine von Anfang bis Ende ihres Lebens mit ihrem Sohn verbundene Frau dargestellt. Sie ist und

bleibt die Mutter Gottes. Der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils folgend beschreibt der Papst Maria nicht nur als Mutter des Gottessohnes und der Kirche, sondern als „die Magd des Herrn“: ihrem Sohn hingegeben und von seinem Geheimnis geprägt.

Das ist wichtig für unsere Beziehung zum Leben Marias. Nach den Worten des Papstes ist sie nicht nur die Mutter Gottes und die Mutter der Kirche, sondern auch unsere Mutter: die Mutter eines jeden von uns.

Der Papst schreibt an jeden von uns gerichtet: „Das Staunen über die Eucharistie wünsche ich mit der vorliegenden Enzyklika wieder zu erwecken (...). Das Antlitz Christi zu betrachten und es mit Maria zu betrachten, ist das „Programm“ (...) Die Kirche lebt vom eucharistischen Christus. Von ihm wird sie ernährt, von ihm wird sie erleuchtet. Die Eucharistie ist das Geheimnis des Glaubens und zugleich das Geheimnis des Lichtes“ (1).

Danach macht uns der Papst auf die Einzigartigkeit dieser Gabe aufmerksam: „Die Kirche hat die Eucharistie von Christus, ihrem Herrn, nicht als irgendeine Gabe erhalten, kostbar unter vielen anderen, sondern als die Gabe schlechthin, da es die Gabe seiner selbst ist, seiner Person in einer heiligen Menschheit, und auch seines Erlösungswerks. Dieses beschränkt sich nicht auf die Vergangenheit, denn alles, was Christus ist, und alles, was er für alle Menschen getan und gelitten hat, nimmt an der Ewigkeit Gottes teil, steht somit über allen Zeiten und wird in ihnen gegenwärtig“ (11).

Der Papst fährt fort, zur umfassenden Bedeutung der Eucharistie, zu ihrer zeitlosen Gegenwart, gehört nicht nur der von den Sünden erlösende Tod des Herrn, sondern zu ihrer ständigen Aktualität gehört auch die Auferstehung: „Das Pascha Christi umfasst mit dem Leiden und Tod auch seine Auferstehung. Daran erinnert der Ruf des Volkes nach der Konsekration: „Deine Auferstehung preisen wir“. Tatsächlich lässt das eucharistische Opfer nicht nur das Geheimnis von Leiden und Tod des Erlösers gegenwärtig werden, sondern auch das Geheimnis der Auferstehung, in der das Opfer seine Krönung findet. Insofern er der lebende und auferstandene Herr ist, kann Christus sich in der Eucharistie zum „Brot des Lebens“ und zum „lebendigen Brot“ machen. Der heilige Ambrosius prägte den Neugetauften als Anwendung des

Auferstehungs-Geschehens für ihr eigenes Leben ein: „ Wenn heute Christus dein geworden ist, so steht er für dich jeden Tag von den Toten auf“ (De sacramentis V.4,26)“ (14).

Weiter sagt der Papst über die Gegenwart der Auferstehung in der Eucharistie: „In der Eucharistie empfangen wir auch die Garantie der leiblichen Auferstehung am Ende der Welt. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das Leben, und ich werde ihn auferwecken am letzten Tag“ (Joh 6,54). Die Garantie der künftigen Auferstehung kommt aus der Tatsache, dass das Fleisch des Menschensohnes, das uns als Speise gegeben wird, sein Leib im verherrlichten Zustand des Auferstandenen ist. Mit der Eucharistie nehmen wir sozusagen das Geheimnis der Auferstehung in uns auf“ (18). Der Papst greift hier ein Gebet des heiligen Ignatius von Antiochien auf, das der Priester am Ende jeder Eucharistiefeier leise betet: „Diese vergängliche Speise werde uns zum Heilmittel der Unsterblichkeit, Gegengift gegen den Tod“.

Was wir bisher gehört haben, haben wir nicht nur dem Sohn Gottes und dem Sohn Marias zu verdanken, sondern auch Maria selbst: durch das Ja Marias zur Botschaft des Engels ist Gott Mensch geworden, hat Gott einen Leib angenommen im Leib Marias, sodass er seinen menschlichen Leib hingeben konnte in der Eucharistie. Aus den Evangelien wissen wir nicht, ob Maria bei der Einsetzung der Eucharistie dabei war, aus ihrer Beziehung zu Jesus kann es aber geschlossen werden. Der Papst schreibt: „Im Bericht über die Einsetzung am Abend des Gründonnerstags ist von Maria nicht die Rede. Dagegen weiß man, dass sie unter den Aposteln gegenwärtig war, „einmütig im Gebet“ (Apg 1,14) (53).

Damit kommt der Papst auf ihr Vorbild für unsere aktive Anteilnahme an der Eucharistie zu sprechen: „Die Kirche, die auf Maria wie auf ihr Urbild blickt, ist berufen, sie auch in ihrer Beziehung zu diesem heiligsten Geheimnis nachzuahmen“ (53).

In ihrem ganzen Verhalten kann Maria uns Vorbild sein. Durch ihren Glauben ist sie uns voraus. Das gilt auch für ihre Beteiligung an der Einsetzung der Eucharistie.

Durch ihren Glauben bereitet Maria unseren Glauben vor und dadurch auch unseren Zugang zum Sakrament der Eucharistie. Der Papst erklärt uns: „Maria empfing bei der Verkündigung den göttlichen Sohn in der auch physischen Wahrheit des Leibes und Blutes, um so in ihrem Leib das vorwegzunehmen, was sich in gewissem Maß auf sakramentale Weise in jedem Gläubigen ereignet, der unter den Zeichen von Brot und Wein den Leib und das Blut des Herrn empfängt“ (55).

Und weiter zitiert der Papst Marias Verwandte Elisabet: „Selig die, die geglaubt hat“ (Lk 1,45). Durch ihr Ja zum Geheimnis der Fleischwerdung hat Maria den eucharistischen Glauben der Kirche vorweggenommen. Beim Besuch Marias bei Elisabeth trägt sie das fleischgewordene Wort in ihrem Schoß und macht sich in gewisser Weise zum „Tabernakel“ – dem ersten Tabernakel der Geschichte – in dem der Sohn Gottes, noch unsichtbar für die Augen der Menschen, der Anbetung Elisabets dargeboten wird und sein Licht „ausstrahlt“ durch die Augen und die Stimme Marias“ (55).

Schon aus diesen wenigen Worten des Papstes wird deutlich: Maria und ihre Beteiligung an der Einsetzung der Eucharistie ist nicht vorstellbar ohne ihre gläubige Beziehung zu ihrem Sohn. Damit wird Maria aber auch zum Vorbild für unseren Glauben. Der Papst schreibt: „Mysterium fidei!“ (Geheimnis des Glaubens!). Wenn die Eucharistie ein Geheimnis des Glaubens ist, das unseren Intellekt weit überragt, um uns so zu einer noch reineren Hingabe an das Wort Gottes zu verpflichten, kann es niemand anderen als Maria geben, um uns Stütze und Führung in solcher Haltung zu sein. Unser Wiederholen der Geste Christi beim Letzten Abendmahl als Erfüllung seines Auftrags „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ wird gleichzeitig zur Annahme der Einladung Marias, ihm ohne Zögern zu gehorchen: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5).

Glaube und Opferbereitschaft Marias, die die Einsetzung der Eucharistie ermöglichen, gehen über den Tod ihres Sohnes hinaus. Ihr Glaube an die Eucharistie beim „Brotbrechen“ der Jünger kann als Vorbild unseres Glaubens gelten. Der Papst schreibt: „In der Eucharistie das Gedächtnis des Todes Christi zu leben, schließt auch ein, immer wieder dieses Geschenk zu empfangen. Das bedeutet, diejenige, die uns jedes Mal als Mutter gegeben wird, nach dem Beispiel des Johannes zu uns

zu nehmen. Es bedeutet zur gleichen Zeit, dass wir uns dem Anspruch stellen, Christus gleichförmig zu werden, uns daher in die Schule der Mutter zu begeben und uns von ihr begleiten zu lassen. Maria ist mit der Kirche und als Mutter der Kirche in jeder unserer Eucharistiefiern präsent“ (57).

Kommen wir damit zur Beziehung Marias zum Opfer ihres Sohnes. Der Papst schreibt: „Maria machte sich nicht nur auf Golgota, sondern durch ihr ganzes Leben an der Seite Christi den Opfercharakter der Eucharistie zu eigen. Als sie das Jesuskind zum Jerusalemer Tempel brachte, „um es dem Herrn darzustellen“ (Lk 2, 22), war vom greisen Simeon die Ankündigung zu hören, dass dieses Kind ein Zeichen des Widerspruchs sein werde, und dass Maria ein Schwert durch die Seele dringen sollte (Lk 2,34 f). So war das Drama des gekreuzigten Sohnes vorherverkündet, und in gewisser Weise wurde das „*Stabat mater*“ der Jungfrau zu Füßen des Kreuzes vorausgebildet. Indem sie sich Tag für Tag auf Golgota vorbereitet, lebt Maria eine Art vorweggenommener Eucharistie, man würde sagen, eine geistliche Kommunion der Sehnsucht und des Opfers, das seine Vollendung in der Einheit mit dem Sohn in der Passion findet, und das sich dann in der nachösterlichen Zeit in ihrer Teilnahme an der von den Aposteln geleiteten Eucharistiefier als Gedächtnis der Passion ausdrücken wird“ (56). Soweit Papst Johannes Paul II. über Glauben und Opferbereitschaft Marias und ihren Anteil an der Einsetzung der Eucharistie.

Mit ihrer Hingabe steht Maria nicht nur ihrem Sohn zur Seite, sondern auch uns. Der Papst schreibt: „Beim Gedächtnis von Golgota ist all das gegenwärtig, was Christus in seiner Passion und seinem Tod vollbracht hat, daher fehlt auch das nicht, was er für seine Mutter getan hat. Er vertraut ihr seinen Lieblingsjünger an - und damit auch jeden von uns: „Siehe, dein Sohn!“ Gleichermäßen sagt er zu jedem von uns: „Siehe, deine Mutter!“ (Joh 19, 26 f).

Seine Enzyklika abschließend betrachtet der Papst die Aktualität des Magnifikat. Die darin enthaltene „eschatologische Spannung“ zeigt Marias prophetische Sicht der sozialen Gerechtigkeit als Freiheit und Frieden für alle. Der Papst schreibt: „In der Eucharistie vereint sich die Kirche völlig mit Christus und seinem Opfer und macht sich den Geist Marias zu eigen. Dies ist eine Wahrheit, die sich vertiefen lässt, wenn

wir das Magnifikat in eucharistischer Sicht erneut lesen. Wie der Gesang Marias ist die Eucharistie vor allem Lob und Dank. Als Maria ausruft: „Meine Seele preist die Größe des Herrn, und mein Geist jubelt über Gott, meinen Herrn“, trägt sie Jesus noch in ihrem Schoß. Sie lobt den Vater „wegen“ Jesus, aber sie lobt ihn auch „in“ Jesus und „mit“ Jesus. Das genau ist wahrhaft eucharistisches Verhalten. Gleichzeitig gedenkt Maria der wunderbaren Taten Gottes in der Heilsgeschichte, gemäß der an die Väter ergangenen Verheißung (Lk 1, 55), und verkündet das Wunder, das sie alle überragt, die heilbringende Inkarnation“ (58).

„Im Magnifikat ist die eschatologische Spannung der Eucharistie gegenwärtig. Jedes Mal, wenn sich uns der Sohn Gottes in der Armut der sakramentalen Zeichen von Brot und Wein zeigt, wird in die Welt der Keim jener neuen Geschichte gelegt: er stürzt die „Mächtigen vom Thron“ und er erhöht die Niedrigen (Lk 1,52). Maria besingt diesen neuen Himmel und die neue Erde, die in der Eucharistie ihre Vorwegnahme und in einem gewissen Sinn ihr programmatisches Bild finden. Wenn das Magnifikat die Spiritualität Marias ausdrückt, so kann uns nichts so intensiv wie diese Spiritualität helfen, das eucharistische Geheimnis zu leben. Die Eucharistie ist uns gegeben, damit unser Leben ähnlich dem Leben Marias ganz und gar ein Magnifikat sei!“ (58).

Die eucharistische Sicht des Magnifikat, die der Papst uns vorlegt, ist eine Herausforderung unseres Glaubens. Der Papst schreibt: „In Kontinuität zum Glauben der Jungfrau wird im eucharistischen Geheimnis von uns der Glaube gefordert, dass Jesus, der Sohn Gottes und der Sohn Marias, unter den Zeichen des Brotes und des Weines gegenwärtig wird in seinem ganzen gottmenschlichen Sein“ (55).

Aus diesem kurzen Überblick über das Lehrschreiben des Papstes können wir ersehen: bei aller Einzigartigkeit wird Maria immer „die Magd des Herrn“ bleiben: in ihrem ganzen Dasein ist sie dem Geheimnis ihres Sohnes ergeben. In den Schlussbemerkungen der Enzyklika des Papstes heißt es von Maria als Vorbild des Glaubens und der Hoffnung: „Hören wir vor allem auf die selige Jungfrau Maria, in der das eucharistische Geheimnis mehr als in jedem anderen Menschen als Geheimnis des Lichtes erscheint. Im Blick auf sie erkennen wir die verwandelnde Kraft, die der Eucharistie eignet. In ihr sehen wir die in der Liebe erneuerte Welt“(62).

Versuchen wir, diesen zweiten Seminarteil über Maria als eucharistische Frau zusammenzufassen: Im ersten Vortrag haben wir die Entstehung der Eucharistie aus der jüdischen Liturgie, vor allem aus dem Pessachfest, erkannt.

Im zweiten Vortrag haben wir die Vorbereitung Marias auf die unerwartete Botschaft des Engels und ihr spontanes Ja betrachtet. Maria war bereit zur Empfängnis des Gottmenschen durch den Heiligen Geist. In ihrem Leib hat sie Gott einen Leib und ein menschliches Leben geschenkt in der Person Jesu Christi.

Im dritten Vortrag haben wir gesehen, weil Gott seinen Leib und sein Menschenleben hingegeben hat in der Eucharistie, war auch Maria, die Mutter Gottes, unmittelbar beteiligt an der Einsetzung der Eucharistie. Darum hat der heilige Papst Johannes Paul II. Maria mit dem ungewöhnlichen Titel der „eucharistischen Frau“ geehrt, nach seiner Überzeugung war ihr ganzes Leben von der Eucharistie geprägt. Durch ihren Glauben und ihre Opferbereitschaft ist sie in jeder Feier der Eucharistie gegenwärtig, ist sie bis heute Vorbild des Glaubens und der Hingabe für uns alle.

Aber nicht nur leuchtendes Vorbild des Glaubens ist Maria für uns alle - durch ihre Gegenwart in der Eucharistie ist sie auch Quelle des Heils und der Heilung. Darüber ausführlicher im nächsten Seminarteil im November.

Seminar: Maria Tempel der Weisheit und Heil der Kranken**2017****Teil III: Maria als Heil der Kranken****1.Vortrag: „Ich bin die Magd des Herrn“**

Im ersten Seminarteil waren wir Maria als Tempel der Weisheit begegnet. In den Büchern des Alten Testaments war uns die Weisheit in vielerlei Gestalt erschienen: bald als Gefährtin des Schöpfers während der Erschaffung der Welt, bald als Hausfrau, welche die Gaben von Brot und Wein darbietet, aber auch das Wort Gottes verkündet; bald als Gefährtin der Messias-Könige, aber auch als ihre innere Eigenschaft. Und weiter hatten wir die Weisheit als Gabe besonderer Menschen erlebt, zum Beispiel von Sara, der Frau des Abraham, und von Hanna, der Frau des Elkana: von Ehefrauen also, die als unfruchtbar galten und in ihren späten Jahren doch noch Kinder zur Welt brachten, die für die Geschichte Israels eine entscheidende Bedeutung erlangten. Die Kirchenväter sahen in diesen verschiedenen Erscheinungen *typoi* (Vor-Bilder oder Präfigurationen) von Maria als Tempel der Weisheit und als Mutter der Kirche.

Im zweiten Seminarteil hatten wir von Maria als der eucharistischen Frau gehört. Mit diesem ungewohnten Titel bezeichnete der heilige Papst Johannes Paul II. Maria in seiner letzten Enzyklika *Ecclesia de eucharistia* (Die Kirche lebt von der Eucharistie). Wir hatten zunächst die Entstehung der Eucharistie aus der jüdischen Liturgie, besonders des Pessachfestes betrachtet. Weiter hatten wir von der Bewahrung Marias von der Erbsünde gehört: von ihrer unbefleckten Empfängnis als Bereitung auf die Botschaft des Engels: durch ihr Ja hatte sie ihren Leib zur Menschwerdung Gottes zur Verfügung gestellt. Damit hatte sie ihr Leben in Gefahr gebracht: durch ein Gebot des Gesetzes stand auf jede Schwangerschaft, die nach der Verlobung mit einem Mann auf andere Weise zustande kam, die Todesstrafe durch Steinigung. Von der „Kraft des Höchsten“ geschützt konnte Maria vom Heiligen Geist empfangen und Gott menschliches Leben geben - und Gott konnte sein Menschenleben hingeben in der Eucharistie. Durch ihre Offenheit für den Geist Gottes und durch die Hingabe ihres Leibes wurde Maria zur eucharistischen Frau.

In dem heute beginnenden dritten Seminarteil wollen wir fragen: Hatte Maria durch ihre Beteiligung an der Einsetzung der Eucharistie einen direkten Anteil an unserer Erlösung? Konnte sie dadurch zum Heil der Kranken werden? Besteht nicht der Apostel Paulus darauf, dass „Christus allein“ uns erlöst hat (vgl. Römer 3,21-28 par)? Auf welche Weise wurde Maria zum Heil der Kranken – und was bedeutet das für uns?

Halten wir zunächst fest: Die vier Marien-Dogmen erstens der Gottesmatterschaft (431), zweitens der jungfräulichen Geburt (553), drittens der Unbefleckten Empfängnis Marias (1854), und viertens der leiblichen Aufnahme in den Himmel (1950) hängen alle von der Menschwerdung Gottes ab und sind darum auch nur von der Geburt Jesu durch Maria verständlich. Immer geht es dabei um die Reinheit des Gottessohnes und von daher auch um die Reinheit Marias. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) verzichtete auf ein fünftes Marien-Dogma über Maria als „Miterlöserin“, weil dieser Titel in der Heiligen Schrift nicht vorkommt und im Widerspruch zu mehreren Paulus-Stellen steht.

Dennoch würdigt das Zweite Vatikanum die Verdienste Marias ausführlich: „Nach dem Ratschluss der göttlichen Vorsehung hier auf Erden war Maria die erhabene Mutter des göttlichen Erlösers, in einzigartiger Weise vor anderen seine großmütige Gefährtin und die demütige Magd des Herrn. Indem sie Christus empfang, gebar und nährte, im Tempel dem Vater darstellte und mit ihrem am Kreuz sterbenden Sohn litt, hat sie beim Werk des Erlösers in durchaus einzigartiger Weise in Gehorsam, Glaube, Hoffnung und brennender Liebe mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen. Deshalb ist sie uns in der Ordnung der Gnade Mutter“ (*Lumen Gentium* 61). Diesem Marienlob werden noch andere Ehrentitel hinzugefügt: „In ihrer mütterlichen Liebe trägt sie (Maria) Sorge für die Brüder ihres Sohnes, die hier noch auf der Pilgerschaft sind und in Gefahren und Bedrängnissen verweilen, bis sie zur seligen Heimat gelangen. Deshalb wird die selige Jungfrau in der Kirche unter dem Titel der Fürsprecherin, der Helferin, des Beistandes und der Mittlerin angerufen.“ Unmittelbar anschließend aber präzisiert das Konzil: „Das ist so zu verstehen, dass es der Würde und Wirksamkeit des einzigen Mittlers nichts abträgt und nichts hinzufügt.“ Wohl aus ökumenischen Gründen hat man diesem Text noch hinzugefügt: „Eine solche untergeordnete Aufgabe Marias zu bekennen, zögert

die heilige Kirche nicht, sie erfährt sie auch ständig und legt sie den Gläubigen ans Herz, damit sie unter diesem mütterlichen Schutz dem Mittler und Erlöser inniger anhängen“ (LG 62).

Dieser Text ist wichtig für unsere Frage: Auf welche Weise wurde Maria zum Heil der Kranken, zum Heil für uns? Er zeigt klar, welche Verdienste Maria hat, aber immer nur in Zusammenarbeit mit ihrem Sohn: zum Heil der Kranken wird sie vor allem durch ihre Fürsprache und ihren Beistand - und dadurch, dass sie als eine von uns das übernatürliche Leben neu vermittelt. Papst Franziskus sagt in einem Interview über den Titel „Miterlöserin“: „Da will man mehr sagen als das, was sie möchte, dass man von ihr sagt oder was Jesus möchte, dass man von ihr sagt“ (*Mit Maria leben*, 230).

Im ersten Vortrag dieses dritten Seminarteils wollen wir fragen: welchen Anteil hatte Maria am irdischen Alltag ihres Sohnes?

Im zweiten Vortrag wollen wir „das große Zeichen am Himmel: die Frau“ in der Geheimen Offenbarung des Johannes betrachten. Die Kirchenväter haben in der Frau, die das große Zeichen am Himmel darstellt, vor allem Maria in ihren verschiedenen Figurationen als Tochter Zion, aber auch als Mutter der Kirche, gesehen. Sie will uns helfen, das Unheil der Sünde zu überwinden. Die geistliche Erkrankung durch die Sünde kann bis zum geistlichen Tod führen. Durch ihre Fürsprache will uns Maria zu einem neuem Leben verhelfen.

Im dritten Vortrag wollen wir fragen, wie kann uns Maria durch ihre Gegenwart und durch ihre Fürbitte das Heil der Kranken werden?

Beginnen wir mit dem ersten Vortrag über Marias Alltag im irdischen Leben ihres Sohnes Jesus. Um von vornherein ein verbreitetes Missverständnis auszuschließen: Wenn in Lourdes, in Fatima, in Medjugorje und an anderen Wallfahrts-Orten medizinisch nicht erklärbare Heilungen unseres Körpers und unserer Seele geschehen, dann sind das keine Heilungen durch Maria, sondern *Zeichen*, die Gott auf die Fürbitte Marias geschehen lässt. Es sind sichtbare und spürbare Zeichen des unsichtbaren Heils, die wir an solchen Orten in besonderer Weise erleben dürfen.

Maria wird dabei zum Heil der Kranken als Fürsprecherin der Stärkung unseres Glaubens. Immer aber bleibt sie die Magd des Herrn.

Die Anziehungskraft und die Gefahr solcher Wallfahrtsorte ist die Überbetonung der Marienverehrung, damit aber auch der Isolierung Marias von Jesus, ihrem Sohn, vor allem aber vom Volk ihrer Herkunft, dem Volk Israel – und schließlich vom Volk Gottes, der Kirche. Ohne ein klares Bewusstsein der Zeichenhaftigkeit Marias können wir nicht verstehen, wofür Maria steht.

Als die Unbefleckte Empfangene war Maria vor aller Sündhaftigkeit bewahrt geblieben - dennoch blieb sie durch ihre Umgebung allen möglichen Verdächtigungen und Demütigungen ausgesetzt. Niemand wollte ihr glauben, wer der Vater Jesu ist, nämlich der Vater im Himmel. Wir hatten gesehen, wie Gott Mensch geworden ist: in einem Stall ist er zur Welt gekommen - denn niemand ahnte, dass Gott in Maria Wohnung genommen hatte.

Hans Urs von Balthasar zeigt die Erniedrigung Marias durch ihre Umgebung in drastischen Bildern. Er zeigt uns an Maria, wie wir am eigenen Leiden nicht zerbrechen brauchen, sondern durch das Mitleiden mit anderen frei werden können von uns selbst und über uns selbst hinauswachsen. Von Balthasar schreibt über Marias Blick für die Not der Armen (auf der Hochzeit zu Kana) und ihr Bewusstsein, dass der Sohn Abhilfe schaffen kann: „Jesus hat sein Amt angetreten. Er ist nicht mehr der persönliche Sohn. Und im Amt sieht er Maria nicht mehr als persönliche Mutter, sondern als die ‚Frau‘, die Andere, die Gehilfin, die aber ihre eigentliche Rolle erst antreten wird, wenn er endgültig am Kreuz der ‚neue Adam‘ sein wird. Die ‚Frau‘, die Jesus auf später vertröstet, ... ist aber von jeher schon die Kirche, und als solche hat sie ein Recht, auf ihrer ‚Bitte‘ zu beharren. Aber sie tut es auf die wundersamste Weise, in der sich alles zugleich ausdrückt: ihre völlige Übergabe an seinen Willen, aber auch ihre zuversichtliche Hoffnung, und gerade durch ihr Nichtdrängen, ihr Armsein an Eigenwillen siegt sie, und die Kreuzesstunde wird vorweggenommen: Noch wird nicht Wein in Blut, aber Wasser in Wein gewandelt: ‚Tut, was er euch sagt‘. Vielleicht ist Marias ganze Gesinnung nirgends gegenwärtiger als in diesem Wort" (*Maria für heute*, Freiburg 1987, 58 ff).

Balthasar lässt hier deutlich werden, dass es in diesem Dialog zwischen Mutter und Sohn keine langen Diskussionen über psychologische Rechte und Pflichten gibt. Maria weiß, dass ihr Sohn der Sohn Gottes ist – und dadurch wird sie zur Hörenden auf das Wort, das Fleisch geworden ist. Aber durch diesen intuitiven Gehorsam wird sie zur Mutter der Kirche, sie nimmt unsere Erlösung von den Sünden durch den Kreuzestod ihres Sohnes vorweg. Mit dem „Was Er euch sagt, das tut!“ offenbart sie sich als Magd des Herrn: „Mir geschehe nach deinem Wort“.

Und weiter schreibt von Balthasar über das "Untertauchen" Marias im Alltag: "In Kana sah man Maria mit den materiell Armen. Hier (in der Szene, in der Jesus sagt, wer seine Brüder und Schwestern sind) sieht man sie mit den geistig Armen. Diese ‚Brüder‘ ... ärgern sich über Jesu extravagantes Benehmen und halten ihn für geistesgestört ... Man muss sich Maria unter diesen Leuten vorstellen! Sie denkt nicht daran, ihnen zu widersprechen, auch nicht, sich von ihnen abzusetzen als eine, die alles besser weiß. Sie hört sich dieses Gerede tagtäglich an, möglicherweise auch Vorwürfe, dass sie ihn nicht besser erzogen und ihm solche Flausen in den Kopf gesetzt hat. Sie gehört zur Sippe. Die Makellose gehört zum Klan der Sünder, der ‚Sitz der Weisheit‘ gehört zur bodenlosen Dummheit der Menschen. Man muss diese Gevatterschaft unter sich beraten hören, wie man diesem Unfug ein Ende macht. Zunächst beschließt man, eine Expedition zu schicken, die sich die Dinge einmal selber anschauen will, man schleppt die Mutter mit. Aber die Ankömmlinge blitzen ab, selbst als man Jesus meldet, seine Mutter sei da. Die Sippe zählt nicht mehr, es geht Jesus um eine ganz andere Familie: Die der Glaubenden und den Willen Gottes Ausführenden. Man kann sich denken, was die Gesellschaft auf dem Heimweg geredet haben mag. Es ist doch wohl daraufhin, dass die Familie zum Beschluss kommt: er gehört interniert. Und es bleibt nicht bei bloßen Worten, man geht zu Tätlichkeiten über: ‚Die Seinigen machten sich auf, ihn zu ergreifen, denn sie sagten: Er ist von Sinnen.‘ Maria lebt in ihrer Mitte ... Maria hebt sich von der Gruppe nicht ab. Sie bleibt so unscheinbar, dass die Synoptiker (die drei ersten Evangelisten) sie unter den frommen Frauen am Kreuz überhaupt nicht bemerken. Mehrere werden mit Namen genannt, sie nicht. Vielleicht steht sie, zusammen mit Johannes für sich, von den andern entfernt, verdeckt in der Menge". Soweit von Balthasar (*Maria für heute*, 60 ff).

Marias alltägliches Dasein in der Menge ist freilich nicht zu verwechseln mit einer Gleichschaltung im Sinn von "Sie war eine von uns". Im ersten Seminarteil hatten wir gehört: Marias Geistesverwandtschaft mit den vielen gedemütigten Frauen im Alten Testament änderte nichts an ihrer Einzigartigkeit in der Geschichte des Gottesvolkes – und genauso änderte ihr Aufgehen in der Menge im Neuen Testament nichts an dem, was sie im Magnifikat bekennt: "Großes hat an mir getan der Mächtige".

Dieses "Große", das der Mächtige an ihr getan hat, spielt sich jedoch mitten im Alltag ab - aber genau dadurch empfängt es seine heilende Wirkung für uns. Die Religionsphilosophin Hanna Barbara Gerl-Falkowitz beschreibt auf weiblich empfindsame, aber nicht weniger bildlich-drastische Weise, wie Maria ihren Alltag erlebt: "Wo gibt es wirklich, nicht erträumt, das lebendige Leben Gottes, das den Alltag durchdringt? Wo gibt es real, nicht theoretisch, die Freiheit, schöpferisch zu arbeiten mitten im Geringen? ... Diese Erfahrung hat das Christentum an Maria erfasst ... Nämlich die Tatsache, dass im irdischsten aller Alltage, im Weben, Wasserholen, Brotbacken, Feuermachen, im Empfangen und Zur-Welt-Bringen, ja auch im Verlieren und Bestatten müssen sich um die Welt Gottes gesorgt wird... Von Windeln ist biblisch die Rede, auch von Untertansein, von Zimmermannsarbeit ... Schon die Erzählung des Lukas von der Verkündigung zeigt... einen ungeheuren Vorgang überschaubar. Denn in Nazaret wird nicht eine unbewusst bleibende Frau überwältigt ... Bei Lukas bricht der Souverän auch gar nicht ein, zwingt nicht, verführt nicht, täuscht nicht. Im Gegenteil: Er kommt durch einen Boten (angelos, der Engel), der den Freiraum für Rede und Gegenrede, für Worte und Fragen auftut. Und es ist echte Frage auf Seiten Marias, wie es echte Bitte auf Seiten des Souveräns ist. Anders gesagt: Dieses Treffen bleibt menschlich ... In Maria verdichtet sich alles, was menschliche und geistvolle Freiheit heißt, was Aufrechtstehen und Klaren-Kopf-Behalten meint. Und aufrecht entschließt sie sich zu allem, was geschehen soll, was ihr zufällt, was sie empfängt. Und so wird - dem Denken kaum nachvollziehbar - Gott ihr Alltag, der Lebensraum für das Göttliche ihr Werk... Dass sie aber Gott in sein Eigentum aufnahm, nämlich in den Alltag, ist das, was wir aus falscher Demut und aus Kleinlichkeit nicht tun.... Und hier sitzt genau, was mit dem alten Wort Sünde gemeint ist, oder umgekehrt mit der Sündenlosigkeit Marias. Denn die Liebe springt über die eigenen Grenzen ... holt den Geliebten herein, auch in das Unfertige und Arme. Aber die Nichtliebe (= Sünde) wagt nicht und gewinnt nicht. Sie hält uns klein

und den Erlöser fern ... Doch die eine große Tochter Israels in Nazaret wagt, verlässt sich (im schönen Doppelsinn des Wortes), vergisst sich und die eigene Einschätzung, sich und die eigene Kleinheit. Dieser Auszug aus mir selbst und aus meiner eigenen Grenze, sprich der menschlichen Selbstverschließung, ist etwas Ungeheuerliches, das an Maria anschaulich wird. Denn sie zeigt die Psychologie des Menschen, der an Gott geraten ist. Er ist Feuer vom Feuer geworden, Strom vom Strom, durch die Berührung mit dem Magneten selbst zum Magnet. Etwas anderes, nein jemand anderes hat die Mitte des Denkens und Tuns besetzt.“ Soweit Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz (*Der Alltag und Maria*, Leutesdorf 1993, 20 ff).

Inmitten ihres Alltags bleibt Maria also jene, die der heilige Papst Johannes Paul II. die "eucharistische Frau" nennt. Das zeigt sie uns nicht nur dadurch, dass sie mit ihrem Sohn gelebt hat, sondern wie sie mit Jesus gelebt hat. Auf die Botschaft des Engels hat Maria dem Sohn Gottes nicht nur ihren Geist geöffnet, sondern sie hat ihm ihr Leben und ihren Leib zur Verfügung gestellt. In ihr ist das Wort Fleisch geworden. Dies war ihr entscheidender Beitrag zur Einsetzung der Eucharistie - und damit wurde sie mit ihm zusammen zu unserem Heil: zu unserer Befreiung von der lebensgefährlichsten Krankheit, der Sünde.

Der heilige Thomas von Aquin sagt, das "Ja" Marias zur Botschaft des Engels ist unser aller "Ja" zur Menschwerdung Gottes. Durch dieses Ja beginnt unser Heil, werden wir frei von der Knechtschaft der Sünde. Durch die Fürbitte Marias beginnen wir, eine durchdringende und umfassende Beziehung zum Heil unseres Gottes zu leben.

In der Gegenwart ihres Sohnes Jesus durchlebt Maria die verschiedenen Etappen seines Erdendaseins: auf die Verkündigung des Engels und Marias Empfängnis durch den Heiligen Geist folgt die Heimsuchung: noch im Leib seiner Mutter Maria verborgen begegnet Jesus seinem Vorläufer Johannes, dem Täufer, ebenfalls verborgen im Leib seiner Mutter Elisabet. Das Magnifikat Marias ist jener Lobpreis des allmächtigen Gottes, der auch die Erniedrigung seiner Magd noch zu einer Gnadenerfahrung werden lässt. Durch Marias Glauben wird nicht nur ihre eigene Erniedrigung überwunden, sondern alle sozialen Schranken und Mauern stürzen ein. „Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“. Das Magnifikat ist

nicht nur der Lobpreis des allmächtigen Gottes aus einer zutiefst dankbaren Seele: in einer prophetischen Vision nimmt Maria die kommende Herrschaft des Messias voraus.

Genau dieser Weg, der Maria auf den Weg zu Elisabet geführt hat, führt sie auf die Hochzeit zu Kana weiter. Um die den Gastgebern peinliche Erniedrigung durch den Mangel an Wein zu ersparen, macht sie Jesus darauf aufmerksam, und sie erwartet von ihrem göttlichen Sohn nichts anderes als ein Wunder. Sie fügt sich sofort, als er ihr deutlich macht, allein durch die Vollmacht des Vaters im Himmel könne er handeln. Maria verzichtet auf die psychologische Mutterschaft – aber damit macht sie einen Schritt in die Freiheit, in die eigentliche Freiheit der Kinder Gottes. In Kana verzichtet Maria auf ihren Sohn, durch seine Worte am Kreuz: „Siehe, dein Sohn!“ wird ihr ein neues Leben gegeben: Hier wird die Mutter Gottes zur Mutter der Kirche. Der heilige Irenäus von Lyon sagt, Maria hat Jesus zweimal geboren: in Betlehem den physischen Leib Jesu, und durch ihre Wehen unter dem Kreuz den mystischen Leib Christi, die Kirche.

Seminar: Maria Tempel der Weisheit und Heil der Kranken**2017****Teil III: Maria als Heil der Kranken****2.Vortrag: „Du bist gesegnet unter den Frauen“**

Im ersten Vortrag hatten wir Maria an der Seite ihres Sohnes Jesus erlebt. Von seiner Geburt bis zu seinem Tod hatte sie ihr Leben mit ihm geteilt. Durch ihre Gegenwart unter dem Kreuz wurde die Mutter Gottes zur Mutter der Kirche.

Nach dem Tod Jesu aber wurde es still um Maria. Nach der Himmelfahrt Jesu wird sie nur noch einmal im Gebet mit den Jüngern im Obergemach erwähnt. Über Ort und Zeit ihres Todes schweigt die Heilige Schrift. Unter den ersten Christen entstand die Überzeugung, Jesus hat seine Mutter aufgenommen in den Himmel.

Hier trennen sich der Glaube des Gottesvolks und die Lehre der Kirche. Für das Volk ist die Sache klar: wenn man nicht weiß, wo und wann Maria gestorben ist und wo sie nach ihrem Tod verblieben ist, dann kann sie nur mit Seele und Leib in den Himmel aufgenommen sein. Dagegen lehrt die Kirche, solange die Bewahrung Marias von der Erbsünde nicht vollkommen geklärt ist, bleibt ihr Leib nach dem physischen Tod der Verwesung preisgegeben wie der Leib jedes anderen Menschen – und also ist nicht sicher, ob sie tatsächlich mit Seele *und Leib* aufgenommen ist in den Himmel.

Die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel ist also eine Wirklichkeit des Glaubens, die lange auf die Bestätigung durch die Lehre der Kirche warten musste. Wir wissen heute, durch das Dogma Pius XII. vom 1. November 1950 lehrt die Kirche offiziell die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel - aber schon in den ersten christlichen Jahrhunderten berichten die Kirchenväter davon: Jesus als „der große König“ nimmt Maria als „die Himmelskönigin“ zu sich. Dabei beruft man sich gern auf den 45. Psalm: „Der König verlangt nach deiner Schönheit, er ist ja dein Herr, verneig dich vor ihm (...) Die Braut ist herrlich geschmückt, ihr Gewand ist durchwirkt mit Gold und Perlen (...) Sie ziehen ein in den Palast des Königs“ (Ps 45, 12-16).

Hören wir dazu den Text aus der Geheimen Offenbarung des Johannes: „Es erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war

unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt. Sie war schwanger und schrie vor Schmerz in ihren Geburtswehen. Ein anderes Zeichen erschien im Himmel und siehe, ein Drache, feuerrot, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und mit sieben Diademen auf seinen Köpfen. Sein Schwanz fegte ein Drittel der Sterne vom Himmel und warf sie auf die Erde herab. Der Drache stand vor der Frau, die gebären sollte; er wollte ihr Kind verschlingen, sobald es geboren war. Und sie gebar ein Kind, einen Sohn, der alle Völker mit seinem Zepter weiden wird. Und ihr Kind wurde zu Gott und zu seinem Thron entrückt. Die Frau aber floh in die Wüste, wo Gott ihr einen Zufluchtsort geschaffen hatte, dort wird man sie mit Nahrung versorgen“ (Offb 12, 1-6).

Für unser Verständnis dieses vielschichtigen Bildes können uns zunächst einige Vorbemerkungen helfen: weil es sich um ein „Zeichen“ handelt, kann es sich nicht um die körperliche Gegenwart einer Frau im Himmel handeln, es kann also nicht Marias Gegenwart nach ihrer leiblichen Aufnahme in den Himmel sein. Gemeint sein kann mit dem „großen Zeichen“ nur ein *Symbol*, das man auf die verschiedenste Weise verstehen kann – und man hat es tatsächlich auf die unterschiedlichste Weise ausgelegt. Zweitens ist für unser Verständnis dieses „Zeichens“ hilfreich, dass in der Bibel Einzelpersonen oft symbolhaft für ganze Stämme oder Völker stehen. Wir hatten von der „Figuration“ Marias schon gesprochen: Häufig wird sie als „Tochter Zion“ bezeichnet, das heißt sie steht für das gesamte Volk Israel und schließlich für das Volk Gottes, die Kirche.

Was aber sagt uns das „große Zeichen am Himmel, eine Frau“ dazu? Am häufigsten sehen die Väter in der „Frau“ Maria als die Tochter Zion, als Gottes erstgeliebtes Volk Israel. Als Figuration des Volkes Israel aber steht Maria auch für das Volk Gottes, die Kirche. Dass die Frau „mit der Sonne bekleidet“ ist, heißt nichts anderes, als dass Gott in ihr wohnt und sie umgibt sie mit seinem Strahlenglanz. „Der Mond unter ihren Füßen“ ist – wie oft bei den Vätern – die Kirche, die ihr Licht nicht aus sich selber beziehen, sondern nur von Gott her empfangen kann. Die „zwölf Sterne“ stehen für die zwölf Stämme Israels oder auch die zwölf Apostel der Kirche.

Dass die Frau schwanger ist, deutet darauf hin, dass sie einen Sohn gebären wird, „der alle Völker mit seinem Zepter weiden wird. Und ihr Kind wurde zu Gott und zu

seinem Thron entrückt“. Die Frau – Maria – wird also den Sohn Gottes gebären: Jesus, den Messias. Was aber bedeutet, dass die schwangere Frau „schrie in ihren Geburtswehen“? Hier sind die Auslegungen verschieden. Hippolyt von Rom (+235) sagt: „Die Wehen beziehen sich auf den Heiligen Geist, mit dem die Heiligen gleichsam gesegneten Leibes sind und Wehen erleiden“ (*Koptisches Fragment in Apoc 12*); Methodius (+311) erklärt: „Die Kirche liegt in Wehen, bis Christus geboren wird, damit jeder von uns (...) in Christus wiedergeboren werde, der mit dem Heiligen Geist auf den Namen Christi getauft ist“ (*Symposion VIII,8*). Damit wird deutlich: Der Schrei und die Geburtswehen der schwangeren Frau besagen, die Geburt der Kirche ist noch nicht abgeschlossen, denn unsere Erlösung ist noch nicht vollendet, weil wir als getaufte Christen zwar erlöst sind, aber durch unsere Sünden ständig des Heils der Kranken bedürfen.

Das ergibt sich auch aus dem nächsten „Zeichen am Himmel“: der „feuerrote Drache“ ist niemand anders als die alte Schlange, der Teufel, der die Frau samt ihrem Sohn verschlingen will; er verfügt über eine schreckenerregende Macht: „mit seinem Schwanz fegt er ein Drittel der Sterne vom Himmel“.

Dennoch wird Maria als Mutter der Kirche siegreich bleiben. Nach der Geburt des Messias sagt der Text der Geheimen Offenbarung: „Die Frau aber floh in die Wüste, wo Gott ihr einen Zufluchtsort geschaffen hatte, dort wird man sie mit Nahrung versorgen“ (Offb 12,6). Die Wüste, in die Maria flieht, ist ein Symbol für die notwendige Stärkung durch die Einsamkeit mit Gott: Maria empfängt ihre Kraft und ihr Heil durch die Betrachtung all dessen, was Gott für die Menschen getan hat und noch tun wird. So wird Marias Einheit mit Gott zum Heil der Kranken: zum Schutz der Menschen vor den Mächten des Unheils, vor allen Versuchungen von innen und Verfolgungen von außen. Als Bestätigung von Gottes Schutz wird vom Text noch hinzugefügt: „Da wurden der Frau die beiden Flügel des großen Adlers gegeben, dass sie in die Wüste fliege an ihre Stätte, dass sie (...) geschützt vor der Schlange erhalten werde“ (Offb 12,14). Diese Flügel bedeuten Gottes Stärke zur Erhebung Marias: sie wird für uns zum Heil durch die Überwindung des Unheils.

Marias Einheit mit Gott durch die beiden Flügel des großen Adlers haben die frühen Christen auch als Marias leibliche Aufnahme in den Himmel verstanden. In den

Apokryphen und dem Traktat *Transitus Mariae* (geschrieben um 400) wird verkündet, die Apostel seien von ihren Missions-Orten durch die Luft an das Sterbebett Marias gebracht worden, entweder nach Jerusalem oder nach [Ephesus](#); die Jünger hätten Maria nach deren Tod bestattet und das Grab mit einem großen Stein verschlossen; aber sofort sei Christus mit den Engeln erschienen, der Stein sei weggerollt worden und Christus habe Maria herausgerufen. Etwas Ähnliches verkündet auf dem Konzil von Chalcedon (451) Juvenal, der Bischof von Jerusalem: Maria sei in der Gegenwart aller Apostel gestorben - aber ihr Grab sei leer gewesen, als es auf Weisung des heiligen Apostels Thomas geöffnet wurde, und daraus hätten die Apostel geschlossen, ihr Leib sei in den Himmel aufgenommen worden. Vermutlich noch auf dem Konzil begann man, die Aufnahme Marias in den Himmel zu feiern. Der im Volk bereits verbreitete Glaube, Jesus habe seine Mutter zu sich genommen, wurde durch diese Liturgie bestätigt, auch wenn sie nicht der Lehre der Kirche entsprach.

Nach Gregor von Tours (+ 594) bekräftigt Germanus, Patriarch von Konstantinopel (+ 733), seine Überzeugung von der Wirksamkeit Marias vom Himmel her: „Da nun, allheilige Gottesmutter, der Himmel und die Erde durch dich geziert sind, wie wäre es möglich, dass du durch dein Hinübergehen die Menschen ohne deine Fürsorge als Waisen zurückließest?“ (*Predigt zur Entschlafung Marias*). Der heilige Beda (+735) geht noch einen Schritt weiter, wenn er sagt, das neue Paradies, das dem ursprünglichen gleicht, ist durch die Fürbitte Marias für jeden von uns hier und jetzt erreichbar, indem wir dem großen Adler mit den zwei Flügeln gleich immer neu aufsteigen in die selige Einsamkeit des ruhigen und gelassenen Geistes“ (PL 93). Im zwölften Jahrhundert bezeichnet Rupert von Deutz (+1129) Marias leibliche Aufnahme in den Himmel schlicht und einfach als „das Ende unserer Traurigkeit und Beginn der Fröhlichkeit“ (*Von der Dreieinigkeit*, 42. Buch). In unserer Zeit beschreibt die Benediktinerin Silja Walter (+ 2011) die Beziehung zwischen Maria und Gott: „Maria, aufgenommen in den Himmel. Ihn, den sie aufnahm, er nimmt sie auf. Der Himmel ist Gott. / Maria aufgenommen in die Liebe. Wirft deren Feuer ins Herz der Kirche. Das Feuer ist Gott. / Maria aufgenommen zur Rechten des Kyrios. Er, dessen Magd sie ist, schenkt ihr die Krone. Die Krone ist Gott.“

Aber kommen wir zurück auf „das große Zeichen am Himmel: die Frau“ in der Geheimen Offenbarung. Wie schon angedeutet sahen die Kirchenväter in der „Frau“ das Bild Marias sowohl im Himmel als auch auf Erden. Die modernen Theologen Gerhard Lohfink und Ludwig Weimer sprechen von einem Paradox: „An Maria, die der Engel eine Begnadete nennt, hat Gott alles, restlos alles getan. (...) Er hat sie erwählt, er hat sie freigehalten von der Erbsünde, er hat ihr Leben behutsam geführt, er hat ihr seinen Boten gesandt, er hat ermöglicht, dass sie ihr ‚Ja‘ in Freiheit sprechen konnte. Zugleich aber hat Maria alles, restlos alles selber getan. Sie hat die Anfechtungen, die jeden Menschen überkommen und auch ihrem eigenen Sohn später nicht erspart geblieben sind, überwunden. Sie lässt das Schwert des Leidens in ihr Herz eindringen. Sie hört bei der Hochzeit zu Kana das Wort Jesu: ‚Was ist zwischen mir und dir?‘ Und sie resigniert dennoch nicht, sondern sie antwortet mit dem Satz: ‚Was Er euch sagt, das tut!‘ Sie steht draußen, als Jesus drinnen sagt: ‚Das hier sind meine Mutter und meine Brüder!‘ (Mk 3,34) und geht dennoch den Weg mit Jesus weiter. Bei Johannes steht sie unter dem Kreuz, an dem ihr Sohn umgebracht wird. Sie begibt sich bei alledem in den dunklen Willen Gottes hinein. Sie betrachtet sich nicht als die Herrin ihres Lebens, sondern als ‚Magd des Herrn‘.“ (*Maria – nicht ohne Israel*, Freiburg 2008, 363 f).

Die beiden Autoren veranschaulichen das Paradox mit einem uns vertrauten Weihnachtslied aus dem 15. Jahrhundert, das zugleich ein Marienlied ist, ein Erzählgedicht, das ursprünglich nicht weniger als 23 Strophen hatte: „Es ist ein Ros entsprungen / aus einer Wurzel zart / wie uns die Alten sungen / aus Jesse kam die Art / und hat ein Blümlein bracht / mitten im kalten Winter / wohl zu der halben Nacht. // Das Röslein, das ich meine, / von dem Jesaja sagt, / ist Maria, die reine, / die uns das Blümlein bracht. / Aus Gottes ewigem Rat / hat sie ein Kind geboren / und blieb doch reine Magd.“

Die beiden Autoren kommentieren: „Die erste Strophe formuliert ein Rätsel, und die zweite gibt des Rätsels Lösung (...) Der Liedermacher kannte die Heilige Schrift und war mit der liturgischen Tradition vertraut. Er wusste: das ‚Ros‘ spielt auf Jesaja 11,1 an: ‚Ein Reis wird hervorgehen aus dem Stumpf Jesse, ein Schössling wird aufsprossen aus seinen Wurzeln.‘ Offensichtlich meint das ‚Ros‘ den jungen Trieb von Jesaja 11,1. (...) Auch bei der nächsten Aussage der Rätselstrophe müssen wir

gut hinhören: ‚Von Jesse kam die Art‘ (...) Im Mittelhochdeutschen ist die *art* die Herkunft, die Abstammung, und zwar oft die Abstammung aus edlem Geschlecht. (...) Es geht hier um die Herkunft Marias aus dem königlichen Geschlecht des David (...) Aus dem ‚Ros‘ kam ein Blümlein hervor. Wir wissen nun schon, dass es Jesus ist (...). Die zweite Strophe bringt dann die Auflösung des Rätsels. Wir kennen die Auflösung also schon, und natürlich haben auch die damaligen Gemeinden sie längst gekannt. Das Ros, das Reis, das Röslein ist Maria – und das Blümlein, das aus dem Reis hervorsprießt, ist Jesus. (...) Im Fortgang der zweiten Strophe heißt es dann: ‚Aus Gottes ewigem Rat‘ (...) Der ‚ewige Rat‘ Gottes ist sein Beschluss, sein Plan, der aus der Ewigkeit kommt und für alle Zeiten gefasst ist. Zugleich schwingt aber in dem Rat vom Mittelhochdeutschen her die Bedeutung Vorsorge und tätige Hilfe mit. Auch der Abschluss der zweiten Strophe, die ‚reine Magd‘, ist nicht mehr all unseren Zeitgenossen verständlich. Magd (*maget*) ist das mittelhochdeutsche Wort für Jungfrau. Die zweite Strophe endet also mit dem Staunen über die Jungfräulichkeit Marias. (...) Ein evangelischer Pfarrer namens Friedrich Layritz ergänzte 1844 die beiden ersten Strophen durch drei weitere. (...) Eine dieser neuen Strophen steht heute als die dritte in unseren Gesangbüchern: ‚Das Blümelein so kleine / das duftet uns so süß / mit seinem hellen Scheine / vertreibt’s die Finsternis / wahr’ Mensch und wahrer Gott / hilft uns aus allem Leide / rettet von Sünd’ und Tod‘.“

Unsere beiden Autoren kommentieren: „Man sollte diese spät hinzugefügte Strophe nicht verachten (...) Das Lied (als Ganzes) macht damit ernst, dass Jesus nicht einfach vom Himmel gefallen ist. Er kommt aus Israel, aus der Wurzel, die tief in der Erde sitzt, und es brauchte eine lange Vorgeschichte, bis Jesus möglich wurde. Es war eine verwickelte Geschichte, bis diese Blume aufblühen konnte. Viele Glaubende mussten mit der Hoffnung auf das Handeln Gottes vorangehen und mit der ganzen Leidenschaft auf die Sache Gottes setzen. Und doch – als der Wurzelstock zu treiben anfang und aus dem Rosentrieb die Blüte hervorkam, war es ein Wunder, denn die Wurzel schien schon abgestorben. Jesus ist undenkbar ohne den Glauben und die Hoffnung der vielen vor ihm in Israel – zugleich aber ist er ein Wunder, das niemand erwarten konnte. Bemerkenswert in unserem Lied ist auch Folgendes: Hier werden das Elend der Welt und die Not des Gottesvolkes nicht verschleiert. Das Bild spricht davon, dass das alles mitten im Winter geschieht und in der Tiefe der Nacht. Das Blümlein leuchtet mit seinem hellen Scheine in der Finsternis (...) Diese

Finsternis ist das, was die kirchliche Tradition als Erbsünde beschreibt. (...) Das Lied aber spricht von dem hellen Schein, der von dem Blümlein ausgeht, und es spricht von seinem süßen Duft. Wenn wir diese Bilder übersetzen: Von Jesus und von Maria, die ihn empfing, geht eine Faszination aus, die auf die Dauer stärker ist als alles andere in der Welt. (...) Das Lied lebt aus der Heilsgeschichte. Es redet ja von den Alten, von Jesse, von der Wurzel, und es weiß auch, was mit der ‚Mitte der Nacht‘ ursprünglich gemeint war: das machtvolle Handeln Gottes an Israel. Und doch endet das Lied in wunderbaren Schöpfungsbildern: Reis, Rose, Wind, Blume, Winter, Nacht, Kind, heller Schein (...) Die Reinheit tritt nur aus einer langen Geschichte des Hörens auf den Willen Gottes zu Tage. Maria ist die Vollendung dieses Hörens, und deshalb ist sie das Aufleuchten des Schöpfungskonzeptes Gottes“ (395). Soweit die Professoren Lohfink und Weimer.

Gerade aus diesen letzten Zeilen wird deutlich, warum die Bewahrung Marias von der Erbsünde so entscheidend ist für Maria als Heil der Kranken. Nur als die Reine konnte sie dem Sohn Gottes in seiner Reinheit das menschliche Leben geben. Durch diese Reinheit und Heiligkeit aber wird sie für uns zum Heil: mit ihrem Sohn erlöst sie uns von der Knechtschaft der Sünde und heilt uns von allem Unheil. Das volkstümliche Lied „Es ist ein Ros entsprungen“ zeigt uns gerade in seiner Einfachheit das Geheimnis Marias - und wie Maria für uns zum Heil der Kranken geworden ist.

Die beiden Autoren kommen zum Schluss: „An Maria lässt sich das gesamte Heilswerk Gottes am Menschen ablesen, vom Anfang bis zum Ende. In ihr verdichtet sich die Geschichte Israels mit all der Gnade, die in dieser Geschichte gewachsen ist (...) Israel ist die Wurzel. Ohne diese Wurzel gäbe es weder Maria noch Christus (...) Jede Isolation macht die Marienlehre und mit ihr die Marienfrömmigkeit fragwürdig, ja gefährlich“ (397 ff).

Mit der Zusammenfassung der beiden Autoren können wir auch unseren zweiten Vortrag über Maria als Heil der Kranken zusammenfassen: „Wir können über Maria nicht sprechen, ohne ständig über die Kirche zu sprechen. Aber erst recht dürfen wir über Maria nur dann reden, wenn wir auch über Israel reden (...) Nicht nur die Tora, sondern darüber hinaus weite Teile des Alten Testamentes fordern immer wieder die

Heiligkeit des Gottesvolkes: ‚Seid heilig, wie auch ich, der Herr, euer Gott, heilig bin‘
(...) Wenn also von der Heiligkeit und Unversehrtheit Marias gesprochen wird, so
bedeutet das nichts anderes, als dass der lange Kampf Israels nicht umsonst war.
Die Heiligkeit, die Gott für die Welt ersehnt hat, ist Realität geworden durch sie. (...)
Unsere Frage darf nicht lauten: Glauben wir, dass von Maria so Großes gesagt
werden kann? Sie muss lauten: Glauben wir, dass Gott der Welt diese Freiheit vom
Bösen wirklich geschenkt hat? Glauben wir, dass die Gnade siegreich war? Glauben
wir, dass die verheißene Erlösung schon da ist, dass sie schon geschieht? (...)
Gerade dafür steht Maria“ (402).

Seminar: Maria Tempel der Weisheit und Heil der Kranken

2017

Teil III: Maria als Heil der Kranken

3. Vortrag: „Mir geschehe nach deinem Wort“

Im ersten Vortrag hatten wir Maria im Alltag an der Seite ihres Sohnes Jesus erlebt. Sie war den irdischen Weg mit ihm gegangen von seiner Geburt bis zu seinem Tod. Sie hatte sich nicht nur als Mutter Jesu erwiesen – sie wurde zur Mutter der Kirche.

Im zweiten Vortrag waren wir vom „großen Zeichen am Himmel: der Frau“ in der Geheimen Offenbarung des Johannes ausgegangen. Mit den Kirchenvätern hatten wir Maria in ihren verschiedenen Figurationen kennen gelernt: die Väter verstanden sie als Tochter Zion und als Bild des jüdischen Volkes, als Mutter Gottes und als Urbild des Volkes Gottes, der Kirche. In dem Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen“ war sie uns mit all ihren Wurzeln und durch all ihr Wirken begegnet. Das Lied hatte uns gezeigt, dass das Geheimnis Marias schon im 15. Jahrhundert nicht leicht zu verstehen war: In ihrem Erdenleben zeigten sich göttliche Züge, als Himmelskönigin blieb sie die Magd des Herrn - und als Fürsprecherin zwischen Mensch und Gott wurde sie zum Heil der Kranken.

In diesem dritten Vortrag wollen wir fragen, wie Maria für uns zum Heil der Kranken im Alltag werden kann. Beginnen wir mit den Erinnerungen an eine sehr persönliche Begegnung. P. Michael erzählt: Dem Phänomen Medjugorje begegnete ich zum ersten Mal während Exerzitien in der Weihnachtsoktav 1983 bei den Dominikanerinnen in Konstanz. Die Schwestern sagten, zu Silvester gäbe es etwas ganz Besonderes. Sie zeigten einen Film, offenbar den ersten deutschen Fernsehfilm über die Erscheinungen in Medjugorje. Ich sah und hörte einige Kinder, die vollkommen unbekümmert in die Kamera riefen: „Das hat uns die Gospa gleich gesagt, dass sie nichts Besonderes ist – und dass wir auch nichts Besonderes sind, nur weil sie uns jeden Tag erscheint.“ Im Hintergrund sah man ein ärmliches Dorf mit einem Berg, den man schon den „Erscheinungsberg“ nannte. In einem Off-Kommentar hieß es, mehrere Kinder dieses Dorfes hätten auf dem Berg Erscheinungen einer Frau gesehen, und diese Frau hätte sich als die „Gospa“ bezeichnet, also als die Jungfrau Maria. Danach gab es in diesem Film noch

Interviews mit renommierten Fachleuten wie dem französischen Mariologen René Laurentin, der unter anderem sieben Bände über die Erscheinungen in Lourdes veröffentlicht hatte. Gespräche mit den Kindern sollten die Echtheit der Erscheinungen bekräftigen, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, die Dominikanerinnen in Konstanz waren begeistert. Ich sagte ihnen, ich müsse erstmal darüber schlafen.

Ein Jahr später wurde ich zu einer Reise nach Medjugorje eingeladen. Inzwischen hatte ich schon einiges gehört von diesen Erscheinungen – mit gemischten Gefühlen machte ich mich auf den Weg. Würde ich vor Ort verstehen, wie diese Erscheinungen mit den medizinisch nicht erklärbaren Heilungen zusammenhängen? Würde ich mit den Geheilten sprechen können? Und wer waren diese Kinder, die man schon die Seher-Kinder nannte?

Bis Mostar konnte man fliegen, dort wurden wir in einem alten Mercedes abgeholt, den sich der Fahrer von seiner Arbeit in Deutschland mitgebracht hatte. Es gab noch keine Hotels in Medjugorje, wir wohnten beim Bauern. Es war bitterkalt, an den Fenstern sah man dicke Eisblumen. Offenbar war Fasching. Man sah und hörte, wie ganze Familien in der klirrenden Kälte von Haus zu Haus zogen. Bei der Bauernfamilie, bei der wir wohnten, machte man auch Halt, sie wurde von anderen Familien mit Gebeten und Liedern beschenkt, schließlich sang und tanzte man gemeinsam - und natürlich gab es gut zu essen und zu trinken. Einen so einfachen, so fröhlichen und offensichtlich tief gläubigen Fasching hatte ich noch nicht erlebt.

Am nächsten Morgen erkundeten wir das Dorf. Viel Fremde gab es nicht zu sehen, viel Einheimische auch nicht. Ich dachte an die Anfänge von Ars: zehn Pilger galten schon als Invasion. Von den „Pilgerströmen nach Medjugorje“, von denen ich gehört hatte, war nichts zu merken, dazu war es wohl noch zu kalt. Von den Erscheinungen in der großen Kirche merkte man auch nichts, die hatte der Ortsbischof auch verboten.

Das erfuhren wir von einem Franziskaner in seinem braunen Habit, der an einem Seiteneingang der Kirche Rosenkränze und Medaillen anbot. Wie sich herausstellte, war es der Ortspfarrer. Ich sagte meinen Namen, und prompt kam die Antwort: „Sie

sind der Autor von *Heilen*.“ Der Pfarrer drückte mir einen gut gefüllten Aktenordner in die Hand: „Das sind die Protokolle der medizinisch nicht erklärbaren Heilungen, soweit wir sie bisher registrieren konnten.“ Ich sah ihn zweifelnd an. Als Kind einer Familie von Schulmedizinern hatte ich, wenn auch gegen erhebliche innere Widerstände, zu glauben gelernt, dass es Heilungen gibt, die sich medizinisch nicht erklären lassen: erstens weil ich eine solche Heilung selbst erlebt hatte, zweitens weil zu meinem Erstaunen einige Menschen durch mein Gebet geheilt worden waren, und drittens weil ich mehrere Bücher über Heilung durch Gebet von amerikanischen Ordensmännern ins Deutsche übersetzt hatte.

Nicht ohne Skepsis blätterte ich in dem Ordner herum. Ich fragte mich, was diese Heilungen, wenn sie schon sie medizinisch nicht erklärbar waren, mit der Echtheit der Erscheinungen der Jungfrau Maria zu tun haben sollten. Kardinal Schönborn hatte zwar gesagt, es gäbe so etwas wie eine Grammatik für die Echtheit von Marienerscheinungen: erstens erschiene Maria gern Kindern und zweitens an abgelegenen Orten und drittens in schwierig zugänglichem Gelände an nicht leicht begehren Stellen – aber vom Zusammenhang mit medizinisch nicht erklärbaren Heilungen hatte er nichts gesagt...

Ich fragte den Pfarrer, ob man unbedingt auf den Erscheinungsberg gestiegen sein müsse, um an die Echtheit der Erscheinungen und ihren Zusammenhang mit den Heilungen zu glauben, ich wäre nicht so gut zu Fuß.... Nicht unbedingt, sagte der Pfarrer mit einem verschmitzten Lächeln, inzwischen fänden die Erscheinungen im Pfarrhaus statt, ich könnte ja mal gegen fünf dort klingeln.

Und also klingelten wir gegen fünf am Pfarrhaus. Einige Kinder und eine Gruppe von sechs oder acht Leuten beteten den Rosenkranz - im Schlafzimmer des Pfarrers. „Das hat sich die Gospa so ausgedacht“, flüsterte der Pfarrer mir zu, „mit ihren Fußspitzen kommt sie bis auf mein Bett herunter“. Auf dem Bett des Pfarrers lagen einige Manuskripte, über dem Bett war ein Regal mit Büchern angebracht, unter denen ich ein Exemplar von *Heilen* entdeckte. Während wir gemeinsam weiter den Rosenkranz beteten, fielen die Kinder plötzlich auf die Knie und hoben ihre Augen nach oben. Nach einer kurzen Zeit verließen sie das Zimmer. Der Pfarrer erklärte mir,

jetzt habe die Erscheinung der Gospa stattgefunden und die Kinder gäben das von ihr Gehörte zu Protokoll. Das war alles.

Wir beteten noch den Rosenkranz zu Ende. Als wir schon im Gehen waren, sagte der Pfarrer, der Bischof wünsche keine Heilungsgottesdienste in der großen Kirche, aber wir könnten ja am Morgen in der Sakristei vorbeikommen, dort träfe man sich.

Am nächsten Morgen in der Sakristei fand ich einige der Seher-Kinder wieder, sie beteten vergnügt den Rosenkranz. Der Pfarrer machte mich mit einem Freund bekannt, der gerade dabei war, eine Frau von Dämonen zu befreien: Professor Ivancic, der Begründer der Hagiotherapie, wie der Pfarrer erklärte. Auf die gemeinsame Frage, wie man am wirksamsten Dämonen austreibt, kamen wir lachend zu dem Schluss, indem man die Dämonen selbst Reißaus nehmen lässt unter dem Einfluss Marias, ihre Reinheit mögen sie gar nicht. Ein weiterer Franziskaner stellte sich vor als P. Rucpic, Professor für Exegese, er erklärte leise schmunzelnd, in der modernen Bibelwissenschaft gäbe es gar keine Dämonen, das wären alles psychische Anomalien, die Jesus wohl als „dämonisch“ bezeichnet hätte. Und dann lachte er kopfschüttelnd über die Wissenschafts-Gläubigkeit – und er zitierte prompt den heiligen Pfarrer von Ars: Der Böse ist eigentlich dumm, er verrät sich immer selbst: Wenn er mit allen Mitteln vergeblich versucht, Gottgewollte zu verhindern, dann ist das nichts anderes als ein Erweis für die Echtheit des Guten. P. Rucpic fügte noch hinzu, mit Maria wäre man immer auf der sicheren Seite, wo Maria ist, da ist Gott nicht weit. Langsam begannen mir gewisse Zusammenhänge zu dämmern. Mir fiel ein, nicht nur als unsere „Helferin“ und unseren „Beistand“ hatten die Kirchenväter Maria bezeichnet, sondern zu allererst als unsere „Fürsprecherin“; der heilige Irenäus von Lyon soll das gesagt haben im zweiten Jahrhundert: Ohne Marias Fürsprache gibt es keinen Weg zu Gott, keinen Weg zum Heil der Kranken.

Am Sonntag erlebte ich die große Kirche fast voll besetzt. Aber das war offenbar ein ganz normaler Gemeindegottesdienst. Die wenigen Pilger, denen ich begegnete, schienen von gewollter Zuversicht. Sie waren von weither gekommen in der Erwartung einer Heilung. Jeder wollte *von* irgendetwas befreit werden - die Frage, *wozu* er geheilt werden wollte, hatte niemand bewegt. An eine mögliche Bekehrung

hatte kaum jemand gedacht. Mir fiel ein, schon der heilige Augustinus hatte mit aller Entschiedenheit in seinen *Bekennnissen* gesagt, nicht *wovon* wir geheilt werden wollen ist wesentlich für unser Heil, sondern *wozu* wir geheilt werden wollen: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, denn auf dich hin sind wir geschaffen.“

Von dieser Ungeborgenheit, unter der wir bewusst oder unbewusst alle leiden, möchte Maria uns heilen durch ihre Gegenwart und ihre Fürsprache. Nicht zur Illusion einer schönen heilen Welt will sie uns verhelfen, also nicht zur Flucht vor der Wirklichkeit, sondern die Leere unseres Herzens möchte sie füllen.

Wie aber geschieht das? Was können wir dazu tun? Wir hatten gesehen, wie sehr Maria in der Geschichte ihres Volkes Israel verwurzelt ist. Die jahrhundertelange Hoffnung dieses Volkes auf Befreiung hat sich in Marias Ja verwirklicht. Ohne die innere Verbundenheit mit ihrem Volk hätte Maria niemals ihr Ja zur Botschaft des Engels sprechen können. Durch die Geburt ihres Sohnes, des Messias, hat sie die Sehnsucht ihres Volkes nach Befreiung und Geborgenheit erfüllt; ihren Beitrag zur Einsetzung der Eucharistie hat sie vorweggenommen. Durch ihr Ja ist sie bis heute in jeder Feier der Eucharistie gegenwärtig.

Zum Heil der Kranken wird sie für uns, wenn sie uns über uns selbst hinauswachsen lässt auf Gott hin. Der Weg mit Gott ist die beste Möglichkeit, von uns selbst wegzukommen. Denn von Gott sind wir geschaffen und auf ihn hin leben wir. Das Fernsehen und die anderen Medien haben uns an ein Menschenbild gewöhnt, in dem Gott nicht vorkommt. Die Würde des Menschen wird durch dieses Trugbild zerstört, unsere Identität wird pervertiert. Ein Leben ohne Gott ist ein Dasein ohne Herkunft und Ziel. Eine Wallfahrt ohne Gott wird zum kostspieligen Event.

Hier kann und will Maria helfen, soweit wir sie nicht durch eine gefühlsüberfrachtete Frömmigkeit daran hindern. Sich von Maria helfen zu lassen bedeutet nicht, ihr zu sagen, was sie zu tun hat, sondern sie wirken zu lassen. Denn sie weiß, was wir brauchen: durch ihr Spießrutenlaufen in Nazaret hat sie unsere Sehnsucht nach Geborgenheit gekannt, aber sie hat ihr Ja zur Botschaft des Engels gesprochen, sie hat sich unter die Kraft des Höchsten gestellt - und sie hat ihr Leben hingegeben für ihr Volk Israel und für das ganze Volk Gottes, die Kirche, also für jeden von uns.

Beruhet unser Mangel an Geborgenheit also auf der Geschichtslosigkeit unseres Daseins? Ist uns das Gespür für die Tradition abhandengekommen? Meinen wir, das Festhalten an den Resten christlichen Brauchtums ersetzt die katholische Sozialisation in unseren Familien und Gemeinden? Ich, P. Michael, erinnerte mich weiter an Medjugorje, an die Lebendigkeit der Gemeinde, die Verbundenheit unter den Familien. Ich habe nicht nur Fasching erlebt, wie die Familien gemeinsam singend von Haus zu Haus zogen. Ich habe auch erlebt, wie sie gemeinsam eine eingestürzte Mauer wieder aufbauten. Die hüfthohe Mauer war aus unbehauenen Felsstücken aufgerichtet, und nun war sie in sich zusammengefallen. Männer aus ganz verschiedenen Familien richteten sie wieder auf, in der Eiseskälte reichten sie sich die scharfkantigen Steine zu. Die Frauen und Kinder brachten die kleineren Steine, die genauso wichtig waren wie die größeren. Es brauchte einen gezielten Blick, welcher Stein wohin passte. Ich verstand nur sehr wenig von dem, was diese Menschen einander zuriefen, aber die Stimmung schien famos. Ich erlebte, wie Christen Blutsverwandte sind durch das Blut Christi – und was die Fürsprache Marias zu bewirken vermag, wenn man bereit ist, sich ihr zu öffnen. Was da entstand, war ein *Gemeinschaftswerk* - aber eben kein staatlich verordnetes, sondern ein aus dem Glauben und der Freude geborenes. Ich sah, dass der Glaube kein Bündel von Gefühlen ist, sondern eine Lebensform, aus der Gemeinschaft wächst - inmitten eines von Kommunismus und Gewalt beherrschten Landes. Die politische „Wende“ konnte man höchstens ahnen durch das, was hier vorging, aber noch lag sie in weiter Ferne. Soweit die Erinnerungen von P. Michael.

Josef Ratzinger, der emeritierte Papst Benedikt XVI., warnt vor der Trostlosigkeit und der Gottesferne in unseren Gemeinde-Gottesdiensten. Er zeigt uns, wie schon das Alte Testament drastische Beispiele dafür liefert: „Nirgends scheint der Sachverhalt so dramatisch wie in der Geschichte vom Goldenen Kalb (...) Scheinbar ist alles in Ordnung, vermutlich auch das Ritual durchaus den Vorschriften gemäß. Und doch ist es ein Abfall von Gott zum Götzendienst. Zweierlei bewirkt diesen äußerlich zunächst kaum wahrnehmbaren Sturz. Zum einen der Verstoß gegen das Bilderverbot: man hält es bei dem unsichtbaren, dem fernen und geheimnisvollen Gott nicht aus. Man holt ihn zu sich herab, ins Eigene, ins Anschauliche und Verständliche. So ist Kult nicht mehr ein Hinaufsteigen zu ihm, sondern ein Herunterziehen Gottes ins Eigene:

er muss da sein, wenn er gebraucht wird, und muss so sein, wie er gebraucht wird. Der Mensch gebraucht Gott und stellt sich so, auch wenn das äußerlich nicht erkennbar ist, in Wirklichkeit über ihn. Damit ist das Zweite schon angedeutet: es ist Kult aus eigener Vollmacht. Wenn Mose zu lange wegbleibt und damit Gott selbst unzugänglich wird, dann holt man ihn eben herbei. Dieser Kult wird so zum Fest, das die Gemeinde sich selber gibt. Sie bestätigt darin sich selbst. Aus Anbetung Gottes wird ein Kreisen um sich selber: Essen, Trinken, Vergnügen. Der Tanz um das Goldene Kalb ist das Bild dieses sich selbst suchenden Kultes, der zu einer Art banaler Selbstbefriedigung wird. Die Geschichte vom goldenen Kalb ist eine Warnung vor einem eigenmächtigen und selbstsüchtigen Kult, in dem es letztlich nicht mehr um Gott, sondern darum geht, sich aus Eigenem eine kleine alternative Welt zu geben. Dann wird Liturgie allerdings wirklich zu einer leeren Spielerei. Oder schlimmer: zu einem Abfall vom lebendigen Gott, der sich unter einer sakralen Decke tarnt. Aber dann bleibt am Ende auch die Frustration, das Gefühl der Leere. Jene Erfahrung der Befreiung stellt sich nicht mehr ein, die überall da zum Ereignis wird, wo wahre Begegnung mit dem lebendigen Gott geschieht.“ (*Der Geist der Liturgie*, Freiburg 2000, 18 f).

Ratzingers Warnung ist deutlich. Aber welche Wirkung hat sie hinterlassen? Was hat uns die Liturgiereform gebracht? Ist die Eucharistie nicht ein liturgisches Verwirrspiel geworden - mit unbemerkter Selbsterlösung? Sind nicht die entsprechenden Effekte Misstrauen und Unzufriedenheit bei den vielen, die der Kirche den Rücken kehren? Werden nicht die Bankreihen aus den Kirchen entfernt, um Platz zu schaffen für zeitgemäße Events? Wird nicht Gott langsam, aber sicher aus unseren Gotteshäusern entsorgt? Papst Franziskus spricht von einer „psychologischen Selbst-Exilierung: Ohne Wurzeln kann man nicht leben. Ein Volk ohne Wurzeln ist krank“ (Santa Marta, 05.10.2017).

Marias Gegenwart in der Eucharistie kann uns zu einer neuen Gottesbeziehung und zu einer neuen Beziehung untereinander helfen. Die Kirchenväter sagen uns, durch Adam und Eva und ihr mangelndes Vertrauen zu Gott ist die Einheit von Gott und Mensch verloren gegangen, aber auch die Beziehung von Mann und Frau, das heißt, die Einheit der Menschen überhaupt. Durch die Beziehung von Maria zu ihrem Sohn wird diese Einheit wiederhergestellt.

Auch wenn wir es in der Kälte unserer Kirchen einstweilen noch aushalten in der Erwartung einer neuen Form von Gemeinschaft - die schlimmste Auswirkung des Misstrauens von Adam und Eva, also des Sündenfalls, ist und bleibt unsere Ungeborgenheit und Unzufriedenheit. Unsere Sehnsucht nach innerem Frieden ist tatsächlich nur durch Marias Fürbitte in der Eucharistie zu heilen. Um Maria als Heil der Kranken wahrzunehmen, braucht es nicht viel - wir brauchen nur bereit zu sein, ihr unser Herz und unseren Verstand zu öffnen.

Als Zusammenfassung unseres Seminars hören wir eine Predigt des heiligen Bernhard von Clairvaux (+ 1153): „Der Evangelist Lukas sagt: ‚der Name der Jungfrau war Maria‘ (Lk 1, 27). Er heißt übersetzt: Stern des Meeres (...) Wenn du erfährst, dass dieses Erdenleben mehr ein Dahintreiben in Wellen, Wind und Wetter ist als ein Durchschreiten auf festem Land: wende deine Augen nicht vom Licht dieses Sternes, damit du nicht untergehst in den Stürmen. Wenn die Sturmwinde der Versuchungen daher brausen, wenn du zwischen den Klippen der Drangsale zerschlagen wirst, Blick auf zum Stern, ruf zu Maria! Wenn dich emporschleudern die Wogen des Stolzes, des Ehrgeizes, der Verleumdung, der Herrschsucht – blick auf zum Stern, ruf zu Maria! Wenn Zorn, Habsucht oder Begierde des Fleisches deine Seele erschüttern – blick auf zu Maria! Wenn dich die Last der Sünden und die Schmach des Gewissens beschämt, wenn dich die Strenge des Gerichtes erschreckt, wenn du drohst, vom Abgrund tiefer Traurigkeit und Verzweiflung verschlungen zu werden – denk an Maria! In Gefahren, in Ängsten, in Zweifeln – denk an Maria, ruf zu Maria! Ihr Name weiche nicht aus deinem Munde, weiche nicht aus deinem Herzen! Damit du aber ihre Hilfe und Fürbitte erlangst, vergiss nicht das Vorbild ihres Wandels! Folge ihr, und du wirst nicht vom Wege abweichen. Bitte sie, und niemals bist du hoffnungslos. Denk an sie, dann irrst du nicht. Hält sie dich fest, so wirst du nicht fallen. Beschützt sie dich, dann fürchte nichts. Führt sie dich, so wirst du nicht müde. Ist sie dir gnädig, dann kommst du ans Ziel – und du wirst erfahren, wie richtig es heißt: ‚der Name der Jungfrau war Maria‘.“